



Informations- und Dokumentations-
zentrum für Antirassismusbearbeitung e.V.

Ortsbetrachtung

**Fördert die Diskussion um Sozialraumorientierung
die Weiterentwicklung der pädagogischen Arbeit mit
rechtsextremen Jugendlichen?**

Protokoll der Tagung

**vom 29.11.2002 bis 01.12.2002
in Dresden**

Dokumentation von Claudia Bartsch



Projekt Rechtsextremismus und Fremdenfeindlichkeit
Jugendpolitische und pädagogische Herausforderungen

Die Tagung wurde durchgeführt mit freundlicher Unterstützung des Bundesministeriums für
Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	Seite 3
Tagungsablauf	4
Ralf Eißrich: Streetwork mit rechten Jugendlichen in Dresden-Johannstadt	5
Erfahrungsaustausch der Seminar-Teilnehmer über die Arbeit mit rechtsorientierten Jugendlichen	10
Stephan Bundschuh: Aneignung von Räumen als rechtsextreme Strategie? Über das Konzept der so genannten „national befreiten Zonen“	11
Christian Reutlinger: Jugend und Sozialraum – eine Konkretisierung des Konjunkturthemas Sozialraumorientierung	17
Mandy Schaller: Sozialräumliche Ansätze in der Jugendarbeit? Empirische Erkenntnisse aus Interviews mit Jugendlichen	23
Planspiel: Drei fiktive Situationen mit anschließender Bearbeitung in Gruppen	33
Resümee der Teilnehmer	35
Literatur	36

Einleitung

Ortsbetrachtung - Fördert die Diskussion um Sozialraumorientierung die Weiterentwicklung der pädagogischen Arbeit mit rechtsextremen Jugendlichen?

Die Idee zu der Tagung ist aus der Beobachtung entstanden, dass die Diskussion um sozialräumlich orientierte Jugendarbeit in der letzten Zeit Konjunktur hat – unklar ist aber, wie groß ihre praktische Relevanz tatsächlich ist. Die Forderung nach eigenen (Frei)Räumen für Jugendliche, aber auch nach Gestaltungsräumen und Partizipationsmöglichkeiten in ihrem Umfeld, im Sozialraum ist eine der grundlegendsten Forderungen der Jugendarbeit. In wie weit kann es der Jugendarbeit aber gelingen, die manifesten und virtuellen Lebensräume von Jugendlichen zu erkennen und wahrzunehmen, um dann die Jugendlichen bei der Gestaltung dieser (Frei)Räume zu unterstützen? Und wie geht Jugendarbeit mit Ansprüchen und Aneignungsstrategien von Jugendlichen um, die „Räume“ nutzen wollen für rechtsextreme Aktivitäten? Bereits Anfang der 90er Jahre ist das bekannte Schlagwort der „nationalbefreiten Zone“ zum Sinnbild rechtsextremer Hegemoniebestrebungen geworden. Kann es überhaupt sozialräumliche Arbeit mit „rechten“ Jugendlichen geben? Anders gefragt, muss Jugendarbeit mit rechtsextremen Jugendlichen nicht immer auch sozialraumorientiert sein, um vernetzt und politisch arbeiten zu können? Und wie müsste so eine Arbeit konkret aussehen? Wo sind die Potenziale und Chancen im sozialräumlichen Ansatz für die Jugendarbeit, die mit rechtsextremen Jugendlichen konfrontiert ist?

Exemplarisch wurden auf der Tagung Erfahrungen mit Jugendlichen und rechten Jugendkulturen in konkreten Sozialräumen thematisiert. In einem zweiten Schritt wurde die Frage thematisiert, wie die sichtbaren und unsichtbaren Lebensbewältigungsstrategien von Jugendlichen im Stadtteil wirksamer in der Jugendarbeit erkannt und gefördert werden können. Davon ausgehend sollten die Grenzen und Potenziale pädagogischer Arbeit in der Auseinandersetzung mit rechtsextremen Jugendlichen anhand konkreter Fallbeispiele diskutiert werden.

In diesem Protokoll finden Sie nun in zusammengefasster Form die Beiträge und Diskussionen der Tagung wieder. Mit Hilfe der Abschriften von Renate Schulze und der Bearbeitung von Claudia Bartsch ist es gelungen, eine gute Übersicht über das Seminar zu erhalten, die wir Ihnen hiermit zur Verfügung stellen wollen.

Den Anfang im Protokoll macht der Erfahrungsbericht von Ralf Eißrich, der ergänzt wird mit den Erfahrungen der TeilnehmerInnen, die am Abend in Kleingruppen und am Morgen im Plenum gesammelt wurden. Es schließen sich drei Inputs an: Der Beitrag zu National befreiten Zonen von Stephan Bundschuh, die generellen Überlegungen zu Sozialraum und Jugendlichen von Christian Reutlinger sowie der anschließende Beitrag von Mandy Schaller, die am Beispiel einer Clique in einer bestimmten Straße die Idee der „unsichtbaren Landkarten“ (C. Reutlinger) als Bewältigungsverhalten (L. Böhnisch) von Jugendlichen erklärt und illustriert hat. Besonders die beiden letzten Beiträge wurden für das Protokoll aus pragmatischen Gründen stark gekürzt, zur Zeit überlegen wir allerdings, in einem Reader zum Thema diese (und weitere) Beiträge auch in voller Länge zu veröffentlichen. Zum Abschluss finden Sie eine Übersicht über die Gruppenarbeit zu den Fallbeispielen, die von Holger Höhner-Mertmann und Norbert Kasch vorbereitet wurden sowie eine kurze Zusammenfassung der Feedback-Runde und der Evaluationsbögen. Ihnen und allen anderen TeilnehmerInnen und ReferentInnen danken wir für ihre aktive Mitarbeit und Unterstützung. Über Rückmeldungen zum Protokoll und zur Veranstaltung freuen wir uns.

Stephan Bundschuh und Andrea Pingel

Tagungsablauf:

Freitag, 29.11.2002

- 19.30 Uhr Vorstellungsrunde
- Ralf Eißrich: Streetwork mit rechten Jugendlichen in Dresden-Johannstadt
- Erfahrungsaustausch der Seminar-Teilnehmer über die Arbeit mit rechtsorientierten Jugendlichen (Gruppenarbeit)

Sonnabend, 30.11.2002

- 9.30 Uhr Fortsetzung der Gruppenarbeit
- 10.05 Uhr Vorstellung der Ergebnisse im Plenum
- 11.00 Uhr Stephan Bundschuh (IDA e.V.): Aneignung von Räumen als rechtsextreme Strategie? Über das Konzept der so genannten „national befreiten Zonen“
- 12.00 Uhr Dr. Christian Reutlinger (DJI Regionale Arbeitsstelle Leipzig): Jugend und Sozialraum – eine Konkretisierung des Konjunkturthemas Sozialraumorientierung
- 15.00 Uhr Plenum
- 16.00 Uhr Mandy Schaller (Treberhilfe e.V. Dresden): Sozialräumliche Ansätze in der Jugendarbeit? Empirische Erkenntnisse aus Interviews mit Jugendlichen
- 16.45 Uhr Gruppenarbeit
- 17.30 Uhr Plenum

Sonntag, 01.12.2002

- 9.00 Uhr Planspiel: Drei fiktive Situationen mit anschließender Bearbeitung in Gruppen
- 11.00 Uhr Plenum
- 13.00 Uhr Ende des Seminars

Ralf Eißrich:

Streetwork mit rechten Jugendlichen in Dresden-Johannstadt

Ich berichte über meine Arbeit mit rechtsorientierten Jugendlichen in Dresden-Johannstadt von Januar 1994 bis 1998. Jetzt bin ich kein Streetworker mehr, sondern arbeite im Gesundheitsamt in der Jugend- und Drogenberatung.

Mein Kollege und ich wurden damals vom Jugendamt Dresden als Straßensozialarbeiter eingestellt. Mir war klar, dass das Arbeit mit den so genannten „bösen“ Jugendlichen ist. Anders habe ich das damals nicht gesehen.

Gleich am ersten Tag wurde ich gefragt, ob ich Dresden-Johannstadt kenne und ob ich mir vorstellen könne, mit rechten Jugendlichen zu arbeiten. Ich komme nicht aus Dresden und da habe ich dann erst mal gesagt: „Oi.. oi.. oi, das ist ja sehr interessant, auf was ich mich hier einlassen muss.“ Ich hatte nur Erfahrungen aus Zeitungen, Presse und teilweise aus meinem Heimatort Dippoldiswalde, wo ich herkomme, das ist 20 Kilometer von Dresden entfernt. Und konkret mit so genannten rechtsorientierten Jugendlichen hatte ich fast keine Erfahrungen. Man hat mich gefragt, ob ich das machen würde. Und dann hab ich gesagt: „Na ja, ehe ich arbeitslos werde, mache ich das.“

Wie haben wir angefangen? Also wir haben uns erstmal kundig gemacht, haben die Jugendeinrichtungen besucht, haben die Erfahrungen von Kollegen kommen lassen. Viel war das nicht. Nur, dass es auffällige Jugendliche gibt und eine Kameradschaft. Und die wollten wir dann kennen lernen. Und das Jugendamt Dresden hat dann auch gesagt: „Du kannst mit den Jugendlichen erstmal ein Bier trinken. Du kannst alles machen. Es steht alles offen.“ Und für mich war das auch wichtig, diese Jugendliche kennen zu lernen und dass sie sich ein Bild machen von mir. Es gab auch interessante Episoden, also wie ich dann selber angemacht worden bin: „Wer bist denn du? Es hat sich noch nie ein Sozialarbeiter zu uns getraut.“ Da hab ich gesagt: „Ich bin Sozialarbeiter“. Und da haben die mich erstmal blöd angeguckt, das ist klar. Und dann hab ich auch so ein Gefühl bekommen für die Leute. Und das war mir ganz wichtig.

Nach zwei Monaten haben wir uns dann in Dresden-Johannstadt eigene Räume gesucht.

Und eines Tages kam in unser Büro eine Nachricht, wir hätten uns dort und dort einzufinden. Und das war ein Ort von dieser rechten Gruppe. Und da haben wir als Erstes gesagt: „Nein, auf Befehl von irgend jemanden gehen wir nicht hin. Wenn schon, dann sollen die Jugendlichen zu uns kommen oder wir treffen uns. Da gab es erstmal viel Irritation und auch ein bisschen Streit, weil eine Kollegin sagte: „Ihr müsst sofort dorthin zu den Jugendlichen“ und wir haben gesagt: „Nein, wir warten erstmal ab, was da passiert.“

Warum erzähle ich das? Es ist auch sehr wichtig, gerade für die Arbeit mit rechten Jugendlichen. Man sollte sich nicht so zum Spielball machen lassen. Der Kontakt ist dann irgendwann mit diesen Jugendlichen zustande gekommen. Und das Erste, was sie zu uns gesagt haben, war: „Also, ihr seid für uns da. Ihr müsst mit uns nach Auschwitz fahren. Ihr müsst mit uns Fußball spielen. Ihr müsst für uns eine Party organisieren“ etc. Und wir sagten: „Nein!“ Also, wir haben klipp und klar gesagt: „Nein, ihr macht hier nicht die Bedingungen.“

Die rechten Jugendlichen haben versucht, den Stadtteil zu dominieren. Aber es gab auch noch andere Jugendliche und um die wollten wir uns auch kümmern. Zum Beispiel Jugendliche, die in der Techno-Szene waren, Straßenkinder, Dealer, Kriminelle oder „Normalos“.

Unser Ziel war gerechtigkeitsorientierte Sozialarbeit nach Krafeld. Daran haben wir am Anfang aber überhaupt nicht gedacht. Wir haben einfach nur vom gesunden Menschenverstand gedacht: Dieser Stadtteil ist rechts dominiert und wir müssen diesen Stadtteil einfach bunter machen. Und ich denke, das ist uns in unserer Arbeit auch sehr gut gelungen.

Es gab auch sehr großen Widerstand von den Rechten unter dem Motto: „Ihr kümmert euch doch überhaupt nicht mehr um uns, warum unterstützt ihr die anderen.“

Gruppenpädagogische Arbeit mit den Rechten gab es ganz selten. Es hat sich aber dadurch relativiert, weil die Forderung der Rechten zu absurd waren. Also wir sollten z.B. eine Party machen mit ihrer Musik und wir sollten nur als Türsteher dastehen und zusehen, wie sie feiern.

Irgendwann hat sich die Gruppe selber aufgelöst. Viele sind in kriminelle Kreise gekommen, z.B. ins Rotlichtmilieu. Einige sind Familienväter geworden. Wir denken, der beste Sozialarbeiter für solche Rechtsradikalen ist dann manchmal auch die Frau. Und viele wollten von diesen rechten Radikalen einfach nichts mehr wissen. Sie werden sicher immer im rechten Mainstream sein. Aber rechtsradikal und jemandem Gewalt antun, das wollten sie natürlich auch nicht mehr.

Man muss auch sozialräumlich denken. Und das heißt eben auch, dass sich Sozialarbeiter in vielen Gremien einbringen. Das heißt vom Stadtplanungsamt bis hin zur Organisation von Stadtrunden. Und auch den Ortsvorsteher oder Ortsamtsleiter mit einbinden. Ich denke, das haben wir konkret in Johannstadt auch sehr geschafft.

Andrea Pingel: Wie würdest du denn erklären, dass ihr trotzdem einen Kontakt zu den rechtsorientierten Jugendlichen aufbauen konntet, obwohl ihr auf deren Forderungen nicht eingegangen seid?

Ralf Eißrich: Es war erst einmal zwei Monate Kampf. Die Jugendlichen sind ständig zu uns ins Büro gekommen und haben provoziert. Sie haben ihre 15-jährigen Leute vorgeschickt. Die kamen ins Büro und schrien „Heil Hitler“. Da hab ich gesagt: „Und? Heil Hitler – da ist die Tür!“ Wichtig ist, seine eigene Position nicht aufzugeben. Sie haben aber auch versucht, ganz normal an uns ranzukommen. Sie haben uns auf der Straße angesprochen: „Ihr seid doch die Neuen.“ Über Smalltalk haben wir dann ein gewisses Arbeitsverhältnis entwickelt mit klaren Absprachen und einer kritischen Distanz zu den Jugendlichen.

A. P.: Was hattet ihr für Unterstützung im Jugendamt?

R. E.: Finanziell gesehen waren das damals noch goldene Zeiten. Aber bei der Unterstützung in Sachen wie Gremienarbeit stießen wir auf Widerstand. Wir sollten zwar mit den Jugendlichen arbeiten, aber politisch möglichst kein Aufsehen machen. Bis 1996 hatten wir kaum Schwierigkeiten, wir konnten sämtliche Ortsamtsleute anrufen und sagen: „Können wir das machen?“. Wir waren fast per du mit den Leuten. 1998 ging es dann los, dass man uns auch verbot, in gewissen Gremien aufzutreten. Da war das Thema Rechtsradikalismus nicht mehr so aktuell und die Politik wollte es lieber totschweigen.

Wir haben immer wieder darauf hingewiesen, dass Rechtsradikalismus mehr ist als die Glatze mit dem Bierbauch, die saufend durch die Gegend rennt. Wir wurden dann von der Stadt noch beschimpft, wir würden das alles ein bisschen zu hysterisch sehen. „Nein, das kann alles nicht sein, das seht ihr alles viel zu verbissen“. Es gab dann auch Anfeindungen direkt von Kollegen. Ich denke, ich und mein Kollege waren Experten für das Thema Rechtsextremismus, so sehe ich mich auch heute noch.

Zwischenfrage: Wer hat euch Verbote ausgesprochen? Gab es die vonseiten der Politik oder Vorgesetzten oder gab es massive Kritik von den Kollegen? Und mit welcher Begründung?

R. E.: Wir haben uns zu sehr engagiert. Und da fühlten sich einige übergangen. Wir haben mit Hilfe der Grünen und der SPD unser Thema in den Jugendhilfeausschuss gekriegt.

Aber ein Jahr später gab es bei uns einen Abteilungsleiterwechsel und dieser Abteilungsleiter wollte sich natürlich – ich sage mal vorsichtig – er wollte sich profilieren. Und er sah, das Straßensozialarbeiter in vielen Gremien in Dresden aktiv waren und wollte das ordnen. Und das Verbot kam zustande, weil es so hingestellt wurde, dass wir gegen unser eigenes Amt arbeiten würden. Wir durften dann nicht mehr in Unterausschüssen des Jugendamtes auftreten, das durfte nur noch der Abteilungsleiter bzw. der Sachgebietsleiter. Man hatte uns sozusagen einen Maulkorb gegeben.

Zwischenfrage: Gibt es deine Stelle immer noch? Ist die besetzt von jemand anderem?

R. E.: Meine Streetworkstelle gibt es nicht mehr.

Zwischenfrage: Ich habe den Eindruck, dass die Kommunen speziell in den neuen Bundesländern die Arbeit mit den Rechtsradikalen aufgegeben haben, weil in der akzeptierenden Jugendarbeit Fehler gemacht wurden. Die realen Probleme in den neunziger Jahren waren so groß, dass man einfach nicht begründen konnte, dass man den Rechten soviel Aufmerksamkeit entgegenbringt.

R. E.: Das war nicht nur in Dresden ein spezifisches Problem gewesen. In den neuen Bundesländern, in den Satellitenstädten wie Schwedt oder Guben, wo es viele Gewalttätigkeiten gab. Aber in Dresden sind solche Straftaten nicht mehr groß vorgekommen. Die harte rechte Szene hatte sich dann auch teilweise zurückgezogen, weil die wussten, dass man sich mit gewissen Gewalttaten keine Pluspunkte schafft. Und ich denke, hier in Dresden ist die NPD auch ziemlich intellektuell vorgegangen.

Zwischenfrage: Also hattet ihr die ‚lieben‘ Rechten?

R. E.: Zynisch gesagt ja. Also so lieb waren sie natürlich nicht. Aber so gesagt, die haben nicht genügend zusammengedroschen. Natürlich bin ich froh, dass sie niemanden zusammengedroschen haben. Und das war auch immer so diese Begründung, denn seit '96 oder '97 gab es weniger große Straftaten. Aber die NPD hat versucht 1995/96, das Jugendhaus A19 freitags immer zu besetzen. Da kam selbst Manfred Deckert rein. Aber wir haben uns von denen nicht vertreiben lassen.

A. P.: Und woher wusstet ihr, dass euch nichts passiert?

R. E.: Weil wir zu diesen Jugendlichen einen sehr guten Kontakt hatten und sie wussten, was sie an uns haben. Und sie wussten auch ganz genau, wenn Straftaten passieren, zeigen wir sie an. Die Ehrlichkeit, die wir ausgestrahlt haben, haben sie auch anerkannt. Wir haben sie ernst genommen, wir haben sie akzeptiert, aber wir haben gewisse Sachen nicht toleriert.

Zwischenfrage: Du grenzt dich sehr stark von den rechten Jugendlichen ab?

R. E.: Ja.

Frage: Was hat die eigentlich an euch fasziniert, dass die – wie du zum Anfang erzählt hast – zuerst zu euch Kontakt aufgenommen haben?

R. E.: Der ausschlagende Punkt war, dass sie was von uns wollten. Und dann eben, dass wir manches gewagt haben, was sie uns nicht zugetraut hätten. Das eine war

Nein zu sagen. Die hatten auch teilweise ein Bild von Sozialarbeitern, das sind alles so langhaarige Leute, die irgendwo so Freischärler sind. Das war ihr Bild von Sozialarbeitern. Ein anderer Punkt war diese ständige Reibung, die wir hatten. Ich hab Folgendes gemacht: Einer, der dort den Führer spielen wollte, den wir auch kennen gelernt haben, den habe ich im Knast besucht. Das war ein Pluspunkt für den Stadtteil. Ich habe den besucht und keiner von dieser ehemaligen Kameradschaft hat ihn besucht. Das sprach sich rum. Drittens haben wir denen ein anderes Mannbild gegeben. Also gerade im Osten ist es so – ich weiß nicht, wie es in den alten Bundesländern ist – , dass viele von den Kindern keinen Vater haben, sie sind allein stehend aufgewachsen, nur mit der Mutter. Und die haben teilweise ein falsches Mannbild. Und viele haben uns teilweise auch als andere Männer gesehen. Also die ganz anders sein können. Die dachten, der Mann muss immer hart sein. Gut, wir waren auch zu denen hart. Aber wir haben auch gesagt, wir können zusammen auch mal ganz ruhig sein, irgendwas machen oder mal über was ganz anderes quatschen. Wir haben manchmal sogar Sexualpädagogik gemacht. Also Aufklärung und solche Sachen.

Frage: Ist es leichter, mit einer Glatze reinzukommen?

R. E.: Also damals hatte ich die Glatze noch nicht.

Zwischenfrage: War es für die Rechten in Ordnung, dass ihr euch auch um andere Jugendliche gekümmert habt?

R. E.: Ja. Die Jugendlichen haben uns Sozialarbeiter gesehen im Stadtteil und gedacht, die machen was für uns. Es ist natürlich schwer, den Rechten zu erklären, dass man nicht nur für sie da ist. Denn die anderen hatten auch Ansprüche. Wir haben auch zwischen den Gruppen vermittelt. Das ging soweit, dass man zu dem ehemaligen Kameradschaftsführer, dem das Auto geklaut wurde, gegangen ist und gesagt hat: „Ich gebe dir jetzt ein Bier und ich sage, die Gruppe war es nicht, und ich will in meinem Stadtteil hier Ruhe haben und du klatschst den Club der anderen nicht auf.“ Das Erstaunliche war: Offiziell können die sich nicht leiden, aber untereinander haben sie sich die Jeans gegenseitig verkauft. Und das geht dann irgendwie. Aber frag mich bitte nicht, wie ich es gemacht habe. Es ist auch manchmal ein Risiko.

Zwischenfrage: Wie haben sich denn diese Gruppen unterschieden? Ist Johannstadt ein Ausländergebiet oder nicht?

R. E.: Jetzt ja. Früher gab es ganz wenige. Johannstadt unterteilt sich in eine Plattenbausiedlung, also neue DDR-Häuser und ein ganz großes Altbauviertel. Da gibt es so Gründerzeithäuser. Also Johannstadt Nord: Gründerzeit, wo es noch schöne Häuser gab. Und dann in Johannstadt Süd, das Plattenbauviertel. Im Plattenbauviertel waren mehr so die Rechten gewesen und eben auch Jugendliche, die aus dem Zentrum vertrieben worden waren, so Schmuttelkinder, so würde ich sie nennen. Und dann Jugendliche, die ganz normal sind, die aber von älteren Erwachsenen kriminalisiert worden sind, weil sie laut waren, und die wollten eigentlich nur eigene Räume. Mehr wollten sie nicht. Und da wollten wir Präventivarbeit leisten, damit die nicht zu den Rechten rüber springen. Auf der anderen Straßenseite ist ja das Alternativ-Viertel, die innere Neustadt. Das war für die Rechten das so genannte Zecken-Viertel. Das war für die was ganz Abwertendes. Und die ehemaligen Kameradschaften sind von Johannstadt zum Schlagen in die Neustadt gegangen. Das gab es aber ab 1994 nicht mehr. Weil diese Kameradschaft in der Auflösung war.

A. P.: Welche Unterstützung hattet ihr im Stadtteil?

R. E.: Unterstützung hatten wir durch die ganzen Sozialarbeiter in den anderen Einrichtungen. Wir haben versucht, eine so genannte Stadtteiltrunde dort einzuführen. Also verschiedenste Träger der Jugendarbeit an einen Tisch zu kriegen. Aber auch praktisch: Feste organisieren, etwas tun im Stadtteil, den Stadtteil etwas präsenter machen. Und das war eine sehr gute Arbeit.

A. P.: Gibt es das noch?

R. E.: Die Stadtteiltrunde gibt es noch.

A. P.: Wie ist momentan die Situation in Dresden?

R. E.: Rechtsextremismus – offiziell gibt es das ja nicht (böse gesagt). Die Rechten, die harten Cliques, die gibt es noch. Die treffen sich zur Zeit in verschiedenen Szenekneipen, in Liebegau, am Stadtrand in Prohlis. Seit 1998 trifft sich dieser harte Kern an den Stadträndern und wenn sie Lust haben, fahren sie eben auch aufs Dorf hinaus in Richtung Radeberg, Bautzen, Sächsische Schweiz. Und da treffen sie sich und dort gibt es auch große Bewegungen, zum Beispiel die Sächsische Skinheadfront (SSS). Und dort organisiert man sich. Dieses Thema wird immer aktuell sein. Im Inneren von Dresden gibt es so intellektuelle, so Mächtegern-Rechte, die so versuchen – das sage ich jetzt mal böse – Möllemann zu spielen. Die haben wir auch hier in Dresden in der Stadtpolitik. Aber ich denke mir, das Thema in Dresden ist eben nicht auf der Tagesordnung. Höchstens, wenn wieder was passieren sollte, dann wird man wieder erschrocken sein, dass es so was noch gibt.

Zwischenfrage: Ihr seid zum Gespräch immer zu denen gegangen?

R. E.: Wir sind rausgegangen. Und wir fanden das auch günstiger. Andere haben dazu im Hintergrund einen Raum, aber wir haben gesagt, wir wollen rausgehen und nicht die Jugendlichen reinholen. Wir wollen rausgehen und dann im Stadtteil schauen, aus was für anderen Einrichtungen wir die Jugendlichen kriegen, was die Jugendlichen wollen und dann wollten wir uns aber mit Absicht nicht an den Treffpunkt binden.

Zwischenfrage: Ihr habt versucht, die in den vorhandenen Jugendzentren dort zu etablieren?

R. E.: Ja. Jugendzentren, Jugendräume oder was eben der Bedarf für die Jugendlichen war. Oder wir haben denen eine Garage gesucht. Wir haben aber meistens gesagt: „Sucht euch selber was und wir unterstützen euch dabei“.

Erfahrungsaustausch der Seminar-Teilnehmer über die Arbeit mit rechtsorientierten Jugendlichen

1. Welche beruflichen Erfahrungen haben Sie bisher mit rechtsorientierten Jugendlichen gemacht?

Die Frage wurde von den Teilnehmern unterschiedlich aufgefasst. Einige nannten ihren Beruf/ihre Tätigkeit, aufgrund dessen sie Kontakt zu rechtsorientierten Jugendlichen haben. Andere schilderten bereits die Erfahrungen, die sie in der Ausübung ihrer Tätigkeit gemacht hatten. Die Tätigkeitsfelder waren recht breit gestreut und reichten von Schule (sowohl als Sozialarbeiter als auch als Lehrer) über kirchliche Jugendarbeit, Jugendgerichtshilfe, Jugendclub, Arbeit als Streetworker, Stadteitarbeit bis zu Fanarbeit, Arbeitstraining mit Schulverweigerern, Arbeit im Knast und politischer Bildungsarbeit.

Die Erfahrungen wurden einerseits phänomenologisch beschrieben: Rechte Jugendliche sind nicht mehr unbedingt an der Kleidung erkennbar, sind oft ohne Vater aufgewachsen, straffällig, gewalttätig, beziehungsunfähig und haben häufig Alkohol- oder Drogenprobleme, zum anderen bereits interpretiert und analysiert: Die Jugendlichen suchen Sicherheit, wollen Aufmerksamkeit, Bestätigung, Anerkennung und Zugehörigkeit spüren).

2. Welche besonderen Probleme ergeben sich nach Ihrer Einschätzung für die pädagogische Arbeit mit den Jugendlichen selbst?

Festgestellt wurden Defizite auf der (politischen) Entscheidungsebene. So hatten einige die Erfahrung gemacht, dass Lehrer nur unterrichten wollen und sich nicht für die sozialen Hintergründe ihrer Schüler interessieren bzw. die Jugendlichen abwerten, wenn ihnen der soziale Hintergrund bekannt ist. Lehrer und Entscheidungsträger kennen auch keine Strategien. All das führt dazu, dass persönlichkeitsaufwertende Projekte die Jugendlichen erst erreichen, wenn sie bereits ein Fall für die Jugendhilfe geworden sind.

Andere Probleme bei der pädagogischen Arbeit sind zum Teil noch die „Rotlichtbestrahlung“ in der früheren DDR, eine Politisierung von Außen (NPD) und eine schwierige Kontaktaufnahme auf Grund sprachlicher/intellektueller Schwächen bei den Jugendlichen.

Die Folgen bei den Jugendlichen sind Aus- und Abgrenzung und Minderwertigkeitskomplexe (sie wissen, dass sie beruflich keine Chancen haben). Die Jugendlichen halten sich deshalb im Umgang mit anderen nicht an Regeln und Absprachen.

3. Welche besonderen Probleme ergeben sich im sozialen und lokalen Umfeld?

Kritisiert wurde die fehlende Bereitschaft von Lehrern und Leitung, Schulsozialpädagogen in die Schule zu integrieren. Die Zusammenarbeit von Schule und Sozialarbeit beginnt zu spät und es fehlt ihr an Kontinuität. Sogenannte „F-Klassen“ schaden mehr, als dass sie helfen, da dadurch Jugendliche ghettoisiert werden.

Außerhalb der Schule ist die „Vetreibungspolitik“ ein Problem. Die Jugendlichen haben keinen festen Treffpunkt und werden nirgendwo geduldet.

Stephan Bundschuh (IDA e. V.):

Aneignung von Räumen als rechtsextreme Strategie? Über das Konzept der so genannten „national befreiten Zonen“

Dieser Vortrag analysiert rechtsextreme Strategiepapiere. In welcher Relation stehen sie zu den Handlungen der Rechtsextremen? Sind sie Anleitungen, die in die Tat umgesetzt werden, versuchen sie nachträglich zufällige Aktionen zu systematisieren und theoretisch zu begründen oder handelt es sich bei Strategie und Aktion um zwei völlig unterschiedliche Bereiche, die nichts miteinander zu tun haben. Träfe letzteres zu, könnte eine Analyse von Theorie und Strategie des Rechtsextremismus unterbleiben. Angesichts der Konstanz, mit der innerhalb der rechtsextremen Szene die Strategiepapiere zu diesem Thema seit zehn Jahren diskutiert werden, scheint es aber geboten, diese Schriften nicht zu ignorieren. Das Verhältnis von strategischen Papieren zu Aktionen wird am Ende des Vortrags nochmals aufgegriffen.

Das Thema Raum ist im rechten Diskurs ein ganz altes Thema. Wir kennen die Begriffe Lebensraum, Osterweiterung, da gibt es eine lange Tradition mit breiter theoretischer Grundlegung in den 20er und 30er Jahren. Auf der Website der Nationaldemokraten kann man heute nachlesen, dass sie Deutschlands Austritt aus dem „raumfremden“ Bündnis der NATO verlangen, sie sprechen von der „eurasischen Raumzone“, von „Verwandtschaft der Völker“ miteinander etc. Aber dieser Raumbegriff ist sehr starr.

Was bedeuten die neuen Bundesländer in der politischen Geographie des Rechtsextremismus? Sie bilden „Mitteldeutschland“ mit Blick auf Deutschland in den Grenzen vor dem zweiten Weltkrieg. Es gibt West-, Mittel- und Ostdeutschland. Die vormals ostdeutschen Gebiete, jetzt größtenteils polnisch und russisch, gehören nach dieser Auffassung zu Gesamtdeutschland.

Die Bezeichnung „Mitteldeutschland“ verweist auf ein geopolitisches Denken, das für den Ersten und Zweiten Weltkrieg bestimmend war. Es spielte auf die Mittellage Deutschlands innerhalb Europas an. Deutschland liege im Zentrum Europas, bilde die Mitte und das Herz, ganz in der Tradition, Gesellschaft nicht soziologisch, sondern biologisch, organisch zu denken. Gleichzeitig sei genau diese zentrale Lage prekär, weil von allen möglichen feindlichen Nationen umgeben. Dieses geopolitische Denken war nach 1945 diskreditiert, verschwand auch mehr oder weniger aus der Politik. Soweit mir bekannt, tauchte es gegen 1986 wieder in der Bundesrepublik Deutschland im Rahmen des so genannten Historikerstreites auf. Michael Stürmer, Historiker aus Erlangen und Berater des damaligen Bundeskanzlers Helmut Kohl, brachte diese geostrategischen politischen Optionen wieder ins Gespräch. Es gab in der Bundesrepublik eine herbe Auseinandersetzung um die Bedeutung des Holocaust. Verschiedene Seiten versuchten in der zweiten Hälfte der 80er Jahre, den nationalen Diskurs der westdeutschen Diskussion geschichtsrevisionistisch umzubauen.

Unabhängig von der ideologischen Konzeption Mitteldeutschlands boten sich die neuen Bundesländer möglicherweise real für die Schaffung solcher Räume eher an als die alten Bundesländer aufgrund der Umbruchphase nach Auflösung der DDR. Dort herrschte so etwas wie ein kurzzeitiges Machtvakuum: Zerfall der alten gesellschaftlichen Strukturen, gleichzeitig ein Jahrzehnt des schnellen Aufbaus von Weststrukturen. Unterschiedlichste Akteure – nicht nur die Rechten, sondern alle alten und etablierten Parteien der Bundesrepublik, die Jugendverbände usw. – versuchten sich in diesem Machtvakuum zu positionieren und Fuß zu fassen. Ehemalige Rechtsradikale wie Ingo Hasselbach und Jörg Fischer berichten, dass tatsächlich Kadenschulungen stattfanden,

indem Rechtsradikale aus Westdeutschland in die neuen Bundesländer kamen und versuchten, den informellen Zellen Struktur zu geben (Hasselbach/Bonengel 1993 und Fischer 1999).

Zur Schilderung dessen, was unter „national befreiter Zone“ verstanden wird, beziehe ich mich jetzt wesentlich auf das – nennen wir es klassische – Strategiepapier mit dem Titel „Schafft befreite Zonen“ von 1991. Es wurde vom Nationaldemokratischen Hochschulbund, der Studentenorganisation der NPD, verfasst. Mittlerweile findet man es auf anderen rechten Websites, so auch bei der Erwachsenenorganisation NPD. Es gibt allerhand Diskussionen in der rechten Szene um das Papier, es ist bis heute zu diesem Thema das zentrale Strategiepapier geblieben. (Vorderste Front 2/1991 und im Internet am 14.02.03 zu finden unter www.zundelsite.org/german/artikel/tiefe.001.html.)

Ziel der Strategie ist die Erringung kultureller Hegemonie. Man versucht kulturell – dazu zählen Diskurse, Sprache, Räume – die Oberhoheit in einem bestimmten Gebiet zu erhalten. Im Rahmen dieses Begriffs der kulturellen Hegemonie ist die Raumanneignung und -besetzung nicht einfach geographisch zu denken. Natürlich ist der Raumbegriff bei den Rechten vor allem ein geographischer Begriff, d.h. er bezieht sich auf die lokale Straße oder eine Region. Das steht in Verbindung mit dem Volksbegriff, der ja nach wie vor an Regionen, die Scholle etc. gebunden ist. Aber der Raumbegriff muss hier weiter gefasst werden, z.B. geht es um virtuelle Räume. So gibt es Versuche, bei Internet-Demokratien rechte Parteien zu gründen und durch gezielte Invasion die virtuellen demokratischen Strukturen auszuhebeln. Fünf, sechs Personen loggen sich ein, zwei Wochen lang ununterbrochen ein, um ihre Partei zu etablieren. Wir wurden einmal angerufen – es war wohl die Parlamentspräsidentin einer Online-Demokratie, die fragte, was sie machen solle, sie hätte Angst, dass in diesem virtuellen Netz die gezielte Intervention rechter Gruppen zu deren Dominanz führe.

Der Begriff der nationalbefreiten Zone als Raum hat gleichzeitig eine zeitliche Dimension. Eine S-Bahn, die für bestimmte Zeit unbegehrbar gemacht wird, gehört mit zu dieser Strategie. Solche Situationen werden z.B. aus Berlin geschildert, wo einfach eine S-Bahn an verschiedenen Stationen von fünf bis sechs martialisch auftretenden Rechtsradikalen kontrolliert wird, die die Reisenden selektieren bzw. sich vor die Türen stellen und ganz nach Gutdünken ein- und aussteigen lassen. Es handelt sich also um ein relativ flexibles Konzept.

Was ist das übergeordnete Ziel der „Zonen“-Bildung?

Es soll eine Macht bzw. Gegenmacht gegen den Staat aufgebaut werden. Der Gebrauch des Machtbegriffs verweist darauf, dass es keine machtfreien Räume gibt. Macht wird also nicht bekämpft, sondern es ist ein permanentes Ringen um die Hegemonie in den unterschiedlichen gesellschaftlichen Feldern notwendig. Das ist ein offenes Spiel.

Die Adaption des Machtbegriffs verweist auf etwas, das im rechten Diskurs nicht neu ist, nämlich die Beerbung linker Diskurse und Theorien. Bereits in den 90er Jahren oder schon Ende der 80er Jahre zeigte sich, dass die Rechte verstärkt Ansätze der neuen sozialen Bewegungen rezipiert und für ihre Strategien zu nutzen versucht.

Der Machtdiskurs verweist in diesem Falle auf die Rezeption der strukturalistischen Theorien durch die Nouvelle Droite in Frankreich, die sich in den 80er Jahren bildete. Der Begriff der kulturellen Hegemonie verweist auf die Rezeption des italienischen kommunistischen Theoretikers Antonio Gramsci, ebenso wichtig ist der Begriff des Ethnopluralismus, der auch die Multikulturalitätsdebatte und die Diskussion um Anerkennung der Differenz aufgreift, eine Differenzdiskussion, die eher wertneutral und

wissenschaftstheoretisch über Jahrzehnte geführt wurde, dann innerhalb progressiver Strömungen aufgegriffen wurde und jetzt unter dem Begriff Ethnopluralismus von Rechts angewendet wird.

Der Ethnopluralismus behauptet, dass die Menschen verschieden sind und sie in ihrer Verschiedenheit anerkannt werden müssen. So weit, so gut. Aber daraus wird gefolgert, dass es außerordentlich schädlich sei, wenn Menschen unterschiedlicher Regionen am gleichen Ort zusammen lebten. Wenn man so will, ist das ein modern formuliertes Konzept der Apartheid in Südafrika. Dieses ging davon aus, die Afrikaner seien Menschen besonderer Art, in dieser Eigenheit müssten sie anerkannt werden. Aus diesem Grunde dürfte das Erziehungssystem der Weißen nicht auf sie projiziert werden. Sie könnten nicht zu europäischen Menschen erzogen werden, weil sie z. B. das entsprechende Verstandesvermögen nicht hätten und damit überfordert würden. Die für alle adäquate Lösung wäre, Schwarze und Weiße blieben jeweils unter sich.

Das Interessante und Neue am heutigen rechten Denken ist, dass die Leute, die in den alten Weisen denken, ihre Überzeugungen behalten und zugleich ihr Denken nahtlos an aktuelle gesellschaftliche Diskurse anschließen können. Genau das beabsichtigte die neue Rechte, die in den neunziger Jahren z.B. Bücher im renommierten Ullstein-Verlag verlegte. Dazu zählt auch eine Person wie der Historiker Ernst Nolte, der rechts-extreme Diskurse in die wissenschaftliche historische Diskussion einführt, nicht indem er offensiv sagt, einen Holocaust hat es nicht gegeben, sondern indem er Fragen formuliert: Wenn es eine größere Gruppe von Menschen gibt, die den Holocaust bezweifeln, dann müsse es doch in der Forschung ein Problem geben. Möglicherweise sei die historische wissenschaftliche Darstellung des Holocausts, wie sie momentan aktuell ist, fehlerhaft, mit Schwächen behaftet. Und wenn man in der Logik dieser Personen denke, sei dann nicht begründet zu fragen, ob sich das so und so verhalte. So führt Nolte tatsächlich Theoreme z.B. des ausgewiesenen rechtsextremen Historikers Udo Walendy in die Diskussion ein. (Nolte 1993)

Die Strategie besteht darin, den gesellschaftlichen Diskurs nach rechts zu verschieben, indem die rechten Positionen in die Mitte geholt werden. Den Erfolg dieser Strategie können wir am Schicksal des Zuwanderungsgesetzes beobachten, das ursprünglich unter dem Begriff eines Integrationsgesetzes firmierte. Am Ende der Diskussionen in der Bundesrepublik steht jetzt die Sanktionierung ganz oben. Es sei ein Zuwanderungsbegrenzungs-gesetz, so sagen sie jetzt offensiv, und der Integrationsaspekt ist ziemlich an den Rand gedrängt und restriktiv formuliert. Die rechtsextreme Strategie beabsichtigt, einen herrschenden Diskurs aufzugreifen, zu rezipieren und dann einzugreifen und zu verschieben. Diese Verschiebung soll erst einmal eine Verunsicherung erzeugen und gesellschaftliche Positionierungen – wie z.B. zum Holocaust in der Bundesrepublik der 80er Jahre – von Rechts in Frage stellen.

Die NPD formuliert ihre politische Strategie auf drei Ebenen: Es geht um das Parlament, die Straße und die Köpfe.

Bei der Strategie der befreiten Zonen haben wir es mit außerparlamentarischen Bereichen zu tun, es geht um die Köpfe, das Bewusstsein und um die Straße, bestimmte Regionen und Personen. Das Strategiepapier thematisiert drei Bereiche. Zum einen den ökonomischen Bereich. Hier soll Autarkie errungen werden. Es sei nötig, selbst zum Arbeitgeber zu werden, von staatlichen Geldern unabhängig zu sein bzw. in keiner Weise auf öffentliche Gelder angewiesen zu sein. Es werden konkret aufgezählt: Unabhängiger Buchladen, Druckerei, Werbeagentur, Reiseunternehmen für kleine Geldbeutel. Dann Tonträger und Kleidervertrieb.

Wichtig ist dabei der Begriff der Vernetzung, der hier reale, geographisch konkrete Vernetzung meint. Ein Beispiel aus Leipzig wird angeführt, ob es fiktiv ist oder einen realen Fall schildert, vermag ich nicht zu beurteilen: Eine rechtsorientierte Gruppe plane die Herausgabe eines Flugblatts, über ein Netzwerk setze sie sich mit einem Grafikbüro und einer Druckerei in Verbindung. Schließlich werde das Flugblatt über ein anderes Netzwerk an weitere, wiederum vernetzte Gruppen weitergeleitet. Das klingt alles noch relativ konventionell.

Dann kommt der entscheidende Schritt: Die Produktion sollte so gut sein, dass andere Leute – „Normalbürger“, wie es in dem Papier heißt – von der inhaltlichen Position oder aber dem Preis, der Solidität der fachlichen Arbeit verleitet werden zu sagen, „Na ja, da ist ja eine Druckerei, da kann ich meine Speisekarte drucken lassen.“ Das ist wichtig, um den Betrieb am Laufen zu halten. Zugleich ist das die Möglichkeit der Einflussnahme. Man positioniert sich in einem nicht gleichdenkenden Feld und interagiert mit den normalen Stellen, die in den Regionen vorhanden sind bzw. mit den Bürgern, mit den Einrichtungen im Umfeld.

Diskussionsbeitrag von Berith Lahm: Hinweis zu Leipzig: Leipzig ist nach wie vor die Stadt, die von den Rechten, vor allem auch der NPD, als Standort in Mitteldeutschland auserkoren wurde. Was sich auch darin zeigt, dass wir im letzten und auch in diesem Jahr den Kampf um die Straße, um die Köpfe siebenmal erleben durften. Also fast monatlich durch rechtsextremistische Demonstrationen zum Beispiel. Leipzig gilt einerseits natürlich als Medienstadt, das macht es für die Rechten lukrativ, immer wieder auf Leipzig zu kommen. Andererseits aber auch als Hochburg des Gegners und wir hoffen, dass wir das jetzt geschafft haben mit Christian Worch und seinen Leuten. Leipzig gilt als die zentrale Stadt und als der Ort, der aufgebaut werden soll. Und im Umfeld von Leipzig gibt es dann auch genügend Beispiele, wo sich die rechte Szene schon etabliert hat. Und auch nationalbefreite Zonen geschaffen wurden. Das ist in Wurzeln zum Beispiel der Fall.

Stephan Bundschuh: Auch in Frankfurt am Main werden im Abstand von wenigen Wochen vom Kreis um Horst Mahler immer wieder Demonstrationen angemeldet. Diese Offensive der Demonstration gehört genau zur Strategie der national befreiten Zone. Dazu gibt es seitens der NPD klare Empfehlungspapiere. Diese beinhalten z.B., dass man nicht gewalttätig auftreten solle. Es existiert natürlich ein Spannungsverhältnis innerhalb der rechten Szene, in der die Organisierten versuchen, die informellen Gruppen zu disziplinieren. In den Papieren finden sich ganz klare, konkrete Handlungsanweisungen: Wie mit den Polizisten zu sprechen sei, wie man reagieren solle, wenn man von ihnen zurecht gewiesen werde. Man habe es mit einem Bürger bzw. Volksgenossen zu tun, der in erster Linie Volksgenosse sei und nur in zweiter Linie Polizist. Man solle sich durch das Auftreten nicht die Möglichkeit der Einflussnahme auf diese Person verspielen.

Neben der ökonomischen Ebene wird der Kampf um die Straße genannt. Hier geht es um Gewalt. Der dritte Bereich ist der der sozialen Hegemonie. Die soziale Hegemonie in einem Straßenzug, in einem Haus, das kann man auch Nachbarschaftshilfe nennen. Ein Aspekt dabei ist auch die Repräsentanz von Gewalt, es geht darum, sich öffentlich zu zeigen und die Straßen zu kontrollieren. Aber es geht auch tatsächlich um konkrete Nachbarschaftshilfe, also mit den Beispielen: Kinderbetreuung; Hilfe für Bedürftige und ältere Leute; Aufbau von Jugendarbeit, um die Kinder von der Straße zu holen und ihnen etwas anzubieten. Es geht um eine gezielte Strategie, mit der Bevölkerung im Nahbereich in intensiven Austausch zu treten. Man will sich also nicht zurückziehen,

eine geschlossene Szene bilden, die sich abschottet, sondern sich gegenüber der Bevölkerung öffnen.

Die Strategie ist von der Erkenntnis geleitet, dass die gewalttätige Durchsetzung der Macht diese auf Dauer nicht stabilisiert. Erst die kulturelle Hegemonie bindet die Bevölkerung dauerhafter ein. Gesellschaftsstrukturen, die von oben diktiert werden, können auf Dauer nicht stabil sein, sondern sind es nur, wenn sie von unten anerkannt werden.

Wir haben es hier mit einer umfassenderen Strategie als in den 60er und 70er Jahren zu tun. Es ist eine Strategie weg vom politisch-parlamentarischen Rechtsextremismus. Die neue Strategie folgt einer Analyse des gescheiterten Versuchs, über mehrere Jahrzehnte politisch im Parteiensystem Fuß zu fassen.

Der Begriff kulturelle Hegemonie, auf unser Thema angewendet, beinhaltet jedoch auch einen Moment der Verharmlosung. Tatsächlich positionieren sich rechte Gruppen mittels physischer Gewalt bzw. Gewaltandrohung im Raum. Das Patrouillieren durch eine Straße in einem bestimmten Outfit verbreitet eine Aura der Gewalt. Alfred Schobert, Mitarbeiter des Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung, vertritt die These, dass die Rede von der kulturellen Hegemonie von den Rechten als ideologische Nebelkerze, als Verschleierung realer Gewalt eingesetzt wird (Schobert in: Widersprüche 78/2000). Allerdings gebe es durchaus die Tendenz unter den Rechten in den letzten zehn Jahren, so etwas wie kulturelle Hegemonie in ihre Strategien aufzunehmen. Eine national befreite Zone wird mittels Gewalt errichtet. Aber um sich zu stabilisieren, setzen die Rechten auf Zustimmung der Bevölkerung zumindest zu einzelnen Ideologemen des Rechtsextremismus. Die Rechtsextremen verlangen nicht die komplette Übernahme der Weltanschauung, davon sind sie weit entfernt. Es genügt die Kongruenz bei einigen Themen wie dem Rassismus oder der Insistenz auf deutschem Recht und deutscher Ordnung, was das im Einzelnen auch bedeuten mag.

Erleichtert wird der Aufbau solcher Zonen durch die Tatenlosigkeit offizieller Einrichtungen. Alltagsbewusstsein und Reaktionen öffentlicher Institutionen können die Schaffung solcher Zonen erleichtern oder behindern. Eine so genannte befreite Zone wird nicht von Rechtsextremisten allein errichtet. Höchstens kurzfristig, wirklich durch manifeste Gewalt. Aber der Rechtsextremismus der letzten zehn Jahre fand in seinen Ansichten, weniger in seinen Taten, eine relativ breite Unterstützung und eben immer wieder Verständnis. Die Rechten schlugen über die Stränge, aber gewisse Gedanken seien richtig, manche Vorurteile gegenüber Ausländern verständlich. Dies setzt ein breites Umfeld voraus, das solche Ideologien zumindest in Teilen mitträgt. Insofern dürfen wir, wenn wir über den Rechtsextremismus sprechen, von den Positionen der Mitte nicht schweigen.

Diskussionsbeitrag von A. P.: Reale politische Prozesse und Entwicklungen dürfen nicht so interpretiert werden, wie es die Strategie gerne sehen würde. Es gibt auch ganz andere Faktoren, die die realen Prozesse beeinflussen. Man kann auf der einen Seite einen Trend sehen, die Diskussionen zu verschieben. Es ist aber auf der anderen Seite nicht unbedingt gleich zu sagen, da sei die Strategie der Rechten aufgegangen, wie sie das vielleicht selber sehen oder darstellen wollen als Beweis für ihre Mächtigkeit oder für ihre Richtigkeit der Argumente. Da muss man natürlich sehen, dass das zwei unterschiedliche Dinge sind. Natürlich werden auch Ressentiments in der Bevölkerung aufgegriffen. Aber es könnte auch sein, dass das Einwanderungsgesetz unabhängig von Positionen und Aktivitäten des Rechtsextremismus genauso rigide ausgefallen wäre.

In unserer Diskussion geht es darum, zur Auseinandersetzung mit den Jugendlichen einige Ideen davon zu bekommen, was Jugendlichen eigentlich da geboten wird und was für sie an solchen Ideologien faszinierend sein kann. Strategie und Planung dürfen nicht eins zu eins übersetzt werden. Gerade in dieser Diskussion um die Schaffung national befreiter Zonen wird ganz viel darüber gesprochen, wo es sie überall gibt. Das wirkt manchmal ein bisschen hysterisch und fördert ein Gefühl der Machtlosigkeit, dass schon alles zu spät sei. Ich glaube, dazu besteht überhaupt kein Anlass, es ist sinnvoll, sich damit zu beschäftigen und auch Gegenstrategien zu entwickeln. Aber nicht im Sinne, wir stünden da vor einer unheimlich großen Übermacht. Sondern es gibt die bestimmte Wirklichkeit und man muss und kann etwas dagegen tun.

S. B.: Strategische Papiere werden offensichtlich diskutiert. Es ist nicht so, dass sie gar nicht wahrgenommen werden. Umgekehrt ist es aber auch so, dass aufgrund von bestimmten Ereignissen natürlich solche strategischen Papiere entwickelt werden unter dem Gesichtspunkt: Was ist da passiert? Warum ist das in einer bestimmten Region so? Ein strategisches Papier ist auch als Interpretation eines Ereignisses zu verstehen. Man kann insbesondere beim Thema national befreite Zone nicht einfach sagen, da wurde etwas ausgedacht, das nichts zu tun hat mit dem, was passiert. Dafür wird dieses Papier zu oft und zu lange schon in verschiedensten rechtsextremen Kreisen diskutiert. Das Verhältnis von Strategie und Aktion steht allerdings nicht in dem einfachen Verhältnis der Kausalität.

Diese Texte sind schnell auf Websites zu finden und werden offensichtlich rezipiert. Bei den konkreten Beispielen fragt man sich, was daran eigentlich neu sein soll, das haben sie doch immer schon gemacht. Die Präsenz im öffentlichen Raum durch Flugblätter entspricht keiner neuen Strategie. Ich glaube, neu ist die Suche nach Anerkennung im öffentlichen Raum. Sie versuchen, von den Ingroups wegzukommen, indem sie Bürgerinitiativen gründen. Wenn Sie sich zum Beispiel „Bürgerbewegung für eine saubere Stadt“ nennen, versuchen sie nicht nur verbotene Organisationen hinter einem neuen Namen zu verstecken, sondern zielen auch auf breitere Akzeptanz. Und nur diese breitere Akzeptanz gewährleistet größere Einflussnahme auf mehr und vielfältigere Akteure einer Region.

Christian Reutlinger (DJI Regionale Arbeitsstelle Leipzig):

Jugend und Sozialraum – eine Konkretisierung des Konjunkturthemas Sozialraumorientierung

Die Diskussion um Sozialraum und Sozialraumorientierung hat eine lange Geschichte. Im folgenden Vortrag soll es hauptsächlich um die sozialräumlichen Herausforderungen und Probleme von Kindern und Jugendlichen beim Aufwachsen im städtischen Umfeld gehen.

Zunächst wird ein kritischer Blick auf die aktuelle Diskussion um Sozialraumorientierung geworfen. Im zweiten Teil wird die idealtypische Stadt der 70er Jahre betrachtet. Dem wird dann im dritten Teil die heutige urbane Realität gegenübergestellt.

1. Sozialraumorientierung in der Kinder- und Jugendhilfe – Kritische Anmerkungen zu einem Konjunkturthema

Betrachtet man die fachliche Landschaft, so entstehen neben einer Flut von Zeitschriftenartikeln viele Bücher und auch kaum eine Tagungsreihe kommt ohne das Thema aus. Analysiert man nun ein bisschen genauer, welche Vorstellung von Sozialraum hinter all dem Gesagten und Geschriebenen steht, so befindet man sich in einem wahren Dschungel: Vor lauter Bäumen sieht man den Wald nicht mehr. Wolfgang Hinte fasst das aktuelle Wirrwarr in einem Bild eindrücklich zusammen:

„Manche innovativen AkteurInnen vor Ort kommen sich gelegentlich so vor wie jemand, der auf hoher See bei relativ schwerem Wetter eine neue attraktive Fahrinne erkundet und dabei vor zahlreichen praktischen Problemen steht, die es erschweren, Kurs zu halten. Währenddessen stehen am Ufer unzählige Fachleute, die auf der Grundlage ihrer Erfahrungen auf dem Festland warnende Hinweise aussprechen, auf Klippen hinweisen, vor dem hohen Seegang warnen, das gesamte Unterfangen für zu waghalsig halten und gelegentlich sogar drohen, die Marine zu schicken, um alles aufzuhalten. Keiner von denen kennt diese neue Fahrinne, keiner von denen hat vor der Abfahrt bei der Bestimmung des Kurses geholfen, keiner von denen gibt irgendeinen Ratschlag zur Bewältigung der höchst komplexen Probleme vor Ort – aber gelegentlich fliegen sie mit dem Hubschrauber umher und erzeugen dadurch noch zusätzlichen Gegenwind. Und die Bundesmittel für Schifffahrt-Forschung gehen vornehmlich an Leute, die am Ufer stehen, während diejenigen auf dem Schiff sich größtenteils selbst finanzieren müssen“ (Hinte 2002, S. 122).

Es ist unklar, was ‚Sozialraum‘ und ‚Sozialraumorientierung‘ genau bedeuten. Es ist deshalb notwendig, immer den Blickwinkel - der zum Beispiel ein wissenschaftlicher, ein sozialpädagogischer oder ein städtebaulicher sein kann – und den jeweiligen Hintergrund anzugeben, wenn von Sozialraumorientierung die Rede ist. In den Sozialraum kann vieles hinein interpretiert werden. Er steht als unscharfes und diffuses Gebilde im Raum, in welchem sich verschiedene alte Konzepte und Ansätze aufwärmen lassen.

Sozialraumorientierungsmodell:

Das Modell ist ein working-progress-Modell, das heißt, dass es mir nicht um einen endgültigen und allumfassenden Überblick der Sozialraumdiskussion geht. Sondern es soll ein Raster bieten, um die einzelnen Stränge positionieren und aufeinander beziehen zu können. Das Modell besteht aus drei Ebenen. Wichtig ist, dass es sich immer um Menschen handelt, die in ihrer Funktion bzw. Rolle handeln und dabei von dieser Funktion aus bestimmte Sozialraumkonstitutionen vornehmen.

Bei den drei Ebenen lassen sich unterscheiden: a) Die Logik des administrativen Handelns und administrativen Denkens (in Deutschland ist diese Ebene entsprechend der

politischen Gliederung in Bund, Länder, Kommunen dreigeteilt), b) die Ebene der Praktikerinnen und Praktiker sowie c) die Ebene der Bürgerinnen und Bürger in den einzelnen Stadtteilen.

Diese drei Ebenen verbindet eine übergreifende Ebene: Die Fachdiskurse, die, je nachdem wo sie angesiedelt sind, die eine oder andere Perspektive einnehmen.

Was oft vergessen wird, ist, dass die einzelnen Diskurse nicht plötzlich zu Beginn des 21. Jahrhunderts losgelöst von einem historischen Prozess aufscheinen. Im Gegenteil, hinter jeder Position steht meistens eine lange Entwicklungsgeschichte. Meistens stellt man beim Aufarbeiten der Traditionen und Wurzeln fest, dass die Argumentationsweisen und Positionen schon mehrmals da waren. Sozialraumorientierung ist nichts Neues – in keiner Weise und von keiner Position aus gesehen. So war z.B. der Sozialraumbezug in der Gemeinwesenarbeit der 70er Jahre ein ganz wichtiges Thema. Diese Diskussion hat sich zur stadtteilorientierten Arbeit entwickelt und wird heute mit dieser Sozialraumorientierung wieder aufgegriffen. Im Bereich der Hilfen zur Erziehung, lässt sich eine Entwicklung von der klassischen Heimerziehung hin heute zur sozialraumorientierten Arbeit aufzeigen (Wolff). Auch in der offenen Kinder- und Jugendarbeit lassen sich über ein ganzes Jahrhundert sozialraumorientierte Ansätze nachzeichnen.

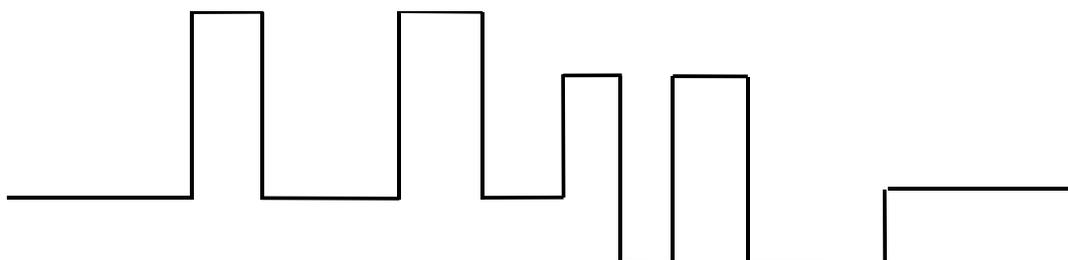
Begibt man sich nun auf die dritte Ebene, auf die Ebene der Adressaten runter, so geht es vor dem Hintergrund des Themas ‚Jugend und Sozialraum‘ um die Bedeutung, die Kinder und Jugendliche den räumlichen Gegebenheiten in der Stadt geben. Diese Bedeutungskontexte veränderten sich im Laufe der Zeit, da sich die Stadt, die Gesellschaft, die sozialräumlichen Bezüge überhaupt verändert haben.

2. Der Sozialraum in der idealtypischen Stadt der 70er Jahre

In den folgenden Ausführungen werde ich mich im wesentlichen auf die Situation in den westlichen Bundesländern konzentrieren, da mir zu wenig Daten über die Situation in den östlichen Bundesländern zur Verfügung stehen.

In den 70er Jahren fand ein massiver wirtschaftlicher Aufschwung statt (‚das deutsche Wirtschaftswunder‘). Vor allem in den Städten wurden auf allen Ebenen der Wirtschaft ganz viele Arbeitskräfte benötigt. Das heißt, zu der Zeit strömten massiv viele Leute in die Städte. Diese brauchten ausreichend Wohnraum. Vor diesem Hintergrund entstanden an den Rändern der Städte hauptsächlich Soziale-Wohnungsbau-Siedlungen, deren Funktion sich an den Bedürfnissen des klassischen Arbeiters ausrichtete. Das heißt diese Wohnsiedlungen hatten die Funktion von Schlafstätten inne. Andere Funktionen wurden nicht mit berücksichtigt. Nicht verwunderlich ist deshalb, dass vor allem die Monofunktionalität dieser Stadtteile und des Wohnumfeldes kritisiert wurde. Es wurde im Rahmen der Städtebauprogramme nicht beachtet, dass in den

Abbildung 1: Schematisches Bild einer Stadt der 70er Jahre



Wohnsiedlungen ganz verschiedene Bevölkerungsgruppen leben und leben müssen. Dass dort auch eingekauft, in den Kindergarten gegangen, gespielt werden muss. Schematisch lässt sich die entfremdete 70er Jahre-Stadt folgendermaßen darstellen:

Die sichtbare Jugend

Man stelle sich nun in der monofunktionalen räumlichen Welt der 70er eine Jugendgruppe vor (z.B. eine Punk- oder Hippieszene außerhalb eines Bahnhofs). Eine solche bunte Gruppe von Jugendlichen ist im öffentlichen Raum sichtbar. Sie fällt aus der Reihe, da sie anders ist (Haare, Kleidung etc.). Aus der praktischen Arbeit lassen sich auch andere Beispiele anfügen: Jugendliche, die zum Beispiel versuchen, eine Parkbank zu besetzen oder irgendwo in einer Ladenstraße mit ihren Mopeds oder Skateboards rumfahren. Im vorliegenden Beispiel versucht nun die Gruppe, das von ihnen symbolisch besetzte Gebiet zu markieren, indem sie an die Wände der Häuser farbige Graffiti sprüht. Seit den 70er Jahren kennt man die klassischen Forderungen nach einem autonomen Jugendzentrum. Die jugendkulturellen Gruppen versuchen, sich im öffentlichen Raum zu manifestieren. Es gelingt ihnen, sich diese Räume in der Stadt kurz- oder auch längerfristig anzueignen.

Die Vorstellungen der Erwachsenen sahen zu dieser Zeit aber noch ganz anders aus: Das klassische Ideal in den 70er Jahren war, dass Kinder und Jugendliche in die Schule gehen, ihre Hausarbeiten machen und danach über eine Lehrstelle in den Beruf integriert werden. Auf einmal wurden nun massiv Jugendliche im öffentlichen Raum sichtbar. Jugendliche, die diesem Ideal nicht entsprachen. Die Jugendlichen versuchten, sich in der monofunktionalen Welt der entfremdeten Stadt einen eigenen Raum zu erobern.

Der sozialräumliche Ansatz der Aneignung

Zu diesem Zeitpunkt entstand der sozialpädagogische Ansatz der sozialräumlichen Aneignung. Die Sozialpädagogen beginnen, das sozialräumlich abweichende Verhalten der sichtbaren Jugendlichen zu erklären. Das sozialräumliche Modell der Aneignung ging zurück auf eine marxistische Gesellschaftskritik. Dieses Handeln im Jugendalter ist als der andere Teil der Entfremdung des Arbeiters durch den Kapitalismus zu sehen. Da sich der Mensch im Kapitalismus entfremdet, ist es nun auch so, dass Kinder und Jugendliche die räumliche Welt auch nicht so aneignen können und sich dadurch entfremden. Die Jugendlichen müssen jedoch auch in einer entfremdeten Welt handlungsgleich bleiben. Sie müssen sich die Welt aneignen. Aus diesem Grund ist es nun zu erklären, dass die Jugendgruppen hingehen und den Gegenständen eine neue Bedeutung geben, indem sie zum Beispiel an einer grauen, glatten Betonwand ein Graffiti sprühen. Sie nutzen die räumliche Welt also nicht so, wie das von den Planern gedacht war, dass man sich hinsetzt und im Park spazieren geht, sondern sie gehen hin und machen dort einen Jugendtreff. Das heißt, dass sie aus den gegebenen Strukturen etwas Eigenes machen und sich dabei spüren. Die sozialpädagogische Forderung nach aneignungsfähigen Räumen ist in diesem Zusammenhang zu sehen: Kinder und Jugendliche brauchen aneignungsfähige Räume. Sie müssen selber etwas bewirken können. Sie müssen handlungsfähig bleiben. Also muss man ihnen auch jugend- und kindgerechte räumliche Strukturen zur Verfügung stellen, sonst werden sie im öffentlichen Raum mit ihren sichtbaren Aneignungsformen (Zerstörung, Randalie etc.) auffällig. Aus dieser Erkenntnis der ersten sozialräumlichen Forschung lässt sich nun die ganze Bandbreite pädagogisch gestalteter Räume ableiten: Für die Kinder baute man Sandkästen und Spielplätze, für die Älteren Jugendhäuser etc. Die sozialpädagogische Reaktion auf die sozialräumliche Frage des Verhältnisses Jugend und Sozialraum in der

entfremdeten Stadt lässt sich als Versuch beschreiben, den Jugendlichen jugendgerechte Räume zu schaffen und wenn möglich, gemeinsam mit ihnen zu erschaffen (alterspezifisch, möglichst noch zielgruppenspezifisch). Die Kinder und Jugendlichen konnten sich unter den gesellschaftlichen Bedingungen der 70er Jahre ihre räumliche Welt aneignen und wurden dann früher oder später durch die Erwerbsarbeit in die Gesellschaft integriert. Es lassen sich auch sehr prominente Beispiele anführen, die früher als Hausbesetzer in der linken Szene arbeiteten und heute die gesellschaftliche Integration geschafft haben.

3. Die sozialräumliche Frage zu Beginn des 21. Jahrhunderts

Betrachtet man die gesellschaftliche Entwicklung genauer, so führt die Kapitalisierung sämtlicher Lebensverhältnisse, die in der ersten idealtypischen Stadt als Entfremdungsproblem beschrieben wurde, weiter und hat sich bis in die Gegenwart radikalisiert. Es gibt verschiedene Theoretiker, die die derzeitigen Entwicklungen zu beschreiben versuchen, zum Beispiel unter den Begriffen der Globalisierung. Im Alltag merken wir selbst, dass ganz viele Dinge aufbrechen und wir mit den Lebenszusammenhängen nicht mehr zurechtkommen. In diesem Abschnitt geht es um die Darstellung dieses Aufbrechens am Beispiel der Stadt, um die Veränderung der räumlichen Welt, in der Kinder und Jugendliche aufwachsen und wie die Heranwachsenden unter den aktuellen Bedingungen ihre Sozialräume gestalten.

In der stadtsoziologischen Diskussion ist zunehmend von der Spaltung der Stadt die Rede (Dangschat, Häußermann). Die Spaltung beginnt bei den unterschiedlichen Politiken, nach welchen die Städte regiert werden, und endet an den sichtbaren sozialräumlichen Segregationsprozessen. Es geht als Stadt darum, möglichst ein optimaler Standort zu sein, damit multinationale Firmen sich niederlassen. Auf der anderen Seite gibt es Stadtteile, Lebensbereiche, die vergessen werden, überflüssig und abgehängt sind. Diese Lebensbereiche haben für die sich globalisierenden Prozesse keine Bedeutung mehr.

Heute geht es nicht mehr darum, vom Zentrum und der Peripherie zu sprechen, bzw. was oben als „an den Rändern der Städte entstehende durchfunktionalisierte Wohnquartiere“ beschrieben wurde, sondern um integrierte und abgehängte Lebensbereiche. Der Mensch bzw. die Lebensbereiche beginnen sich zu spalten. Das, was produktiv ist, zählt. Reproduktion interessiert nicht. Sie muss irgendwie geleistet werden. Für die stadtsoziologische Diskussion heißt das, dass abgehängte und integrierte Stadtteile im Raum nicht mehr auszumachen sind. Ein Beispiel ist die Gläserne Manufaktur am Straßburger Platz in Dresden. Sie ist die modernste Produktionsstätte für Autos in ganz Deutschland. In einem Showprozess wird ein Luxusprodukt hergestellt. Gleich gegenüber einige Neubaublocks mit einer Bevölkerung mit massiven sozialen Problemen. Menschen, die nie in den Genuss dieser Autos kommen werden. Sie haben weder physisch (durch das Glas abgetrennt) die Möglichkeit, in die Gläserne Manufaktur reinzukommen, noch können sie je in ihrem Leben mit diesen Autos fahren. Es trennt sie eine unsichtbare Glaswand. Genau dieses Nichtsichtbare zeichnet die Städtespaltung aus. Ansätze, die versuchen, der sozialen Ausgrenzung räumlich zu begegnen, können heute nur scheitern. So ist es absurd, dass das Programm ‚Soziale Stadt‘ versucht, ‚Stadtteile mit besonderem Entwicklungsbedarf‘ auszumachen. Es besteht die Gefahr der Verfestigung des Abgehängtseins durch die Verdinglichung des Sozialraums.

„Schon die Kartographisierung einzelner Wohnareale als ‚benachteiligt‘ führt an vielen Stellen erst zur Verfestigung und weiteren Homogenisierung von Arealen benachteiligter Bewohnerinnen und Bewohner“ (Kessl 2001, S. 50).

Es handelt sich also um eine symbolische und nicht um eine im Territorium lokalisierbare Spaltung der Stadt. Sie rührt daher, dass die Lebensbereiche aufbrechen und der Kapitalismus in die letzte Verwertungslogik vorgedrungen ist.

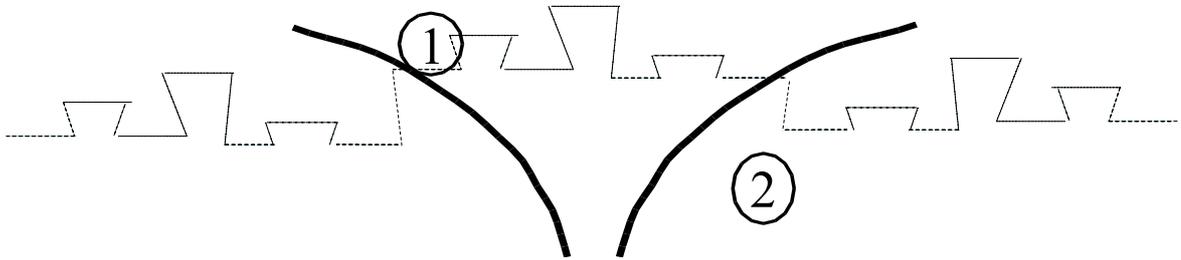


Abbildung 2: Aneignung in gespaltenen Städten

Auf der einen Seite steht die City mit den Ladenstraßen, wie sie überall hingepflanzt werden. Auf der anderen Seite die Stadtteile, die man als abgehängt bezeichnen kann.

Abermals stellt sich nun die Frage nach dem Verhältnis von Jugend und Sozialraum. Was geschieht eigentlich, wenn heute Jugendliche zum Beispiel Mc Donald's vollsprayen? Wird auch sozialpädagogisch und verständnisvoll reagiert? Bekommen sie dafür ein Jugendhaus? Der aufklärerische Diskurs der 70er Jahre ist heute soweit vorgedrungen, dass auch in den abgehängtesten Stadtteilen sozialräumliche Aneignungswelten vorhanden sind. Als Beispiel sei hier eine Neubausiedlung in Cottbus genannt: Eine Plattenbausiedlung am Rande der Stadt, die meisten Wohnungen stehen leer, die Bewohner sind größtenteils im Rentenalter: Mitten auf dem Platz steht nun einer der modernsten Kinderspielplätze. Es gibt jedoch gar keine Kinder in diesem Gebiet. Dieses Beispiel soll verdeutlichen, dass es heute auch in benachteiligten Stadtteilen für Kinder und Jugendliche aneignungsfähige Räume gibt. Es ist nun jedoch die Frage, ob das Raumproblem unter den aktuellen gesellschaftlichen Gegebenheiten überhaupt noch das sozialräumliche Problem ist. Während die Jugendlichen der 70er Jahre über die noch vorhandene Arbeit doch in die Gesellschaft integriert wurden, ist die heutige Situation eine gänzlich andere. Ausgangspunkt ist die strukturelle Arbeitslosigkeit im Rahmen des Digitalen Kapitalismus. Man begegnet dem Problem der Überflüssigkeit aber immer noch mit dem sozialräumlichen Instrumentarium der entfremdeten Stadt der 70er Jahre.

Es stellt sich angesichts der aktuellen strukturellen Verhältnisse die Frage, welche Strukturen Jugendliche überhaupt noch angreifen, wo sie etwas provozieren können? Kommen wir noch einmal auf das Beispiel Mc Donald's zurück. Heute gibt es überall einen Mc Donald's, auch im ‚sozialen Brennpunkt‘, so wie es heute überall einen Abenteuerspielplatz gibt. Kommt nun eine Gruppe von Jugendlichen und versucht, sich gegen die gesellschaftlichen Strukturen aufzulehnen, indem sie auf den Mc Donald's ein Graffiti schmiert, so stellt sich die Frage, wie eigentlich heute auf diese klassische Form des Sich-Sichtbarmachens reagiert wird? Sind es heute wirklich noch die Pädagogen, die sich hinstellen und darauf aufmerksam machen, dass der Grund in einem Entfremdungsproblem liegt und Räume für die Jugendlichen geschaffen werden müssen? Es ist billiger, einen Wachmann hinzustellen, der die Jugendlichen zurückdrängt und das physisch-materielle Objekt (hier das Mc Donald's-Gebäude) vor den Jugendlichen schützt. Oder die Jugendlichen kriegen eine Strafanzeige, die zur massiven Chancen-Verschlechterung auf dem Arbeitsmarkt führt. Das heißt, heute wird nicht

mehr sozialpädagogisch, sondern eher ordnungspolitisch auf abweichendes Verhalten reagiert.

Als Pädagoge ist es wichtig, sich bewusst zu machen, dass man ganz andere Bezüge hat, die sich nicht nur auf den Container ‚Sozialer Brennpunkt‘ des Arbeitsortes beschränken, sondern lebenspraktisch ganz anders eingebunden sind. Es geht darum, aufzuzeigen, dass die vorhandenen sozialraumorientierten Konzepte im aktuellen Kontext gar nicht mehr greifen.

Um die aktuellen sozialräumlichen Jugendprobleme verstehen zu können, geht es nicht mehr länger darum, die sichtbaren Lebensbereiche von Kindern und Jugendlichen zu erforschen. Ausgangspunkt des Interesses bilden vielmehr jene Lebensbereiche, die nicht zählen, mit denen Kinder und Jugendlichen keine Reaktion erzeugen, nichts provozieren können. Es geht um das Verständnis der Lebensbereiche als eine Einheit. In einer unübersichtlichen Welt müssen verstärkt beide Lebensbereiche in den Blick genommen werden: Die sichtbaren Bereiche, in denen die Jugendlichen gefordert sind, in denen sie sich darstellen müssen, und diejenigen Lebensbereiche, die eher dafür da sind, den ständig ansteigenden Druck bewältigen zu können. Der Druck rührt von der latenten Gefahr her, überflüssig zu sein oder zu werden. In einer Gesellschaft, die den Wert des Einzelnen über die Erwerbsarbeit definiert, wird der Druck auf die Mitglieder dann erhöht, wenn immer weniger garantiert ist, dass der Arbeitsmarkt dich morgen noch braucht.

Das ist die dahinter stehende Hauptidee: Indem die Jugendlichen diesen Mithaltdruck biografisch bewältigen, gestalten sie ihre sozialen Räume. Diese sozialen Räume kann man jedoch nicht mehr wie zu anderen historischen Zeiten über die Sichtbarkeit aufschließen, sondern über die Unsichtbarkeit. Bei diesen sozialen Räumen handelt es sich um Rückzugsräume. Sie wollen trotz ihrer Erfahrung des Nicht-Mithalten-Könnens akzeptiert sein. Sie brauchen trotz des zunehmenden Verlustes von sinngebenden gesellschaftlichen Richtungsweisern (wie zum Beispiel eine Erwerbsbiografie) Orientierung. Die Jugendlichen brauchen außerdem das Gefühl, das sie und ihr Leben etwas wert sind. Sie müssen trotz der vermeintlichen Unmöglichkeit, etwas bewirken zu können, handlungsfähig bleiben.

Den theoretischen Hintergrund meiner Überlegungen bildet der Ansatz der Lebensbewältigung von Lothar Böhnisch. Zusammenfassend geht es bei diesem sozialpädagogischen Ansatz um das Bewältigen und Handeln im Rahmen des Strukturwandels der kapitalistischen Arbeitsgesellschaft. Es geht um das gestalterische Erleben. Aus diesen Ansatz werden die drei Kategorien Orientierung, Zugehörigkeit und Anerkennung herausgearbeitet.

Heute sind diejenigen Jugendlichen sichtbar, denen es gelingt Öffentlichkeiten zu schaffen: So werden Jugendliche und junge Erwachsene sichtbar, indem sie zum Beispiel in Talkshows auftreten. Zu bezweifeln ist jedoch, ob sie in dem auf diese Art geschaffenen Forum, auch längerfristig Orientierung, Zugehörigkeit und Anerkennung erhalten. Vielmehr ist davon auszugehen, dass sie handlungsfähig bleiben, indem sie sich auf sich selbst und auf ihre Gleichaltrigengruppe zurückziehen. Relevant für den Gestaltungsprozess steht dann weniger das gesellschaftliche Leben, sondern vielmehr ihre biografischen Erfahrungen und die Jugendkultur in den entsprechenden Szenen.

Mandy Schaller (Treberhilfe e.V. Dresden):

Sozialräumliche Ansätze in der Jugendarbeit? Empirische Erkenntnisse aus Interviews mit Jugendlichen

1. Ansatzpunkt

Seit Februar 2000 arbeite ich ehrenamtlich in der Treberhilfe Dresden e.V. mit und habe etwa zweieinhalb Jahre einen mobilen Einsatz pro Woche begleitet. Im Bereich der mobilen und aufsuchenden Jugendsozialarbeit hat die Treberhilfe seit 1998 einen umgebauten Doppeldeckerbus (JUMBO) zur Verfügung. Mit ihm werden vier Standplätze in Dresden pro Woche angefahren. Im Bus kann mit den Besuchern, das heißt Kindern, Kids und Jugendlichen bzw. jungen Erwachsenen gekocht, Musik gehört, gespielt und gequatscht werden. Es stehen auch eine Waschmaschine, Dusche, ein Beratungsraum und ein Arztzimmer zur Verfügung.

Durch die sehr intensiven Kontakte zu den Jugendlichen entwickelten sich für mich Fragen, die ich in meiner Diplomarbeit beantworten wollte.

Ich traf, gerade im Stadtteil Löbtau, Kids beziehungsweise Jugendliche, die verschiedene Problematiken aufwiesen, aber nicht auf der Straße lebten, sich aber täglich dort aufhielten. Für mich kamen Fragen auf zu den Familienverhältnissen, ihren Treffpunkten und internen Freundschaften etc. Ich wollte sie anders wahrnehmen mit ihren Problematiken, die ich damit akzeptierte, auch wenn ich sie nicht immer tolerierte (Gewalt am Bus). So stieß ich auf die Ansätze von Werlen, Reutlinger und Böhnisch.

2. Theoretischer Zugang

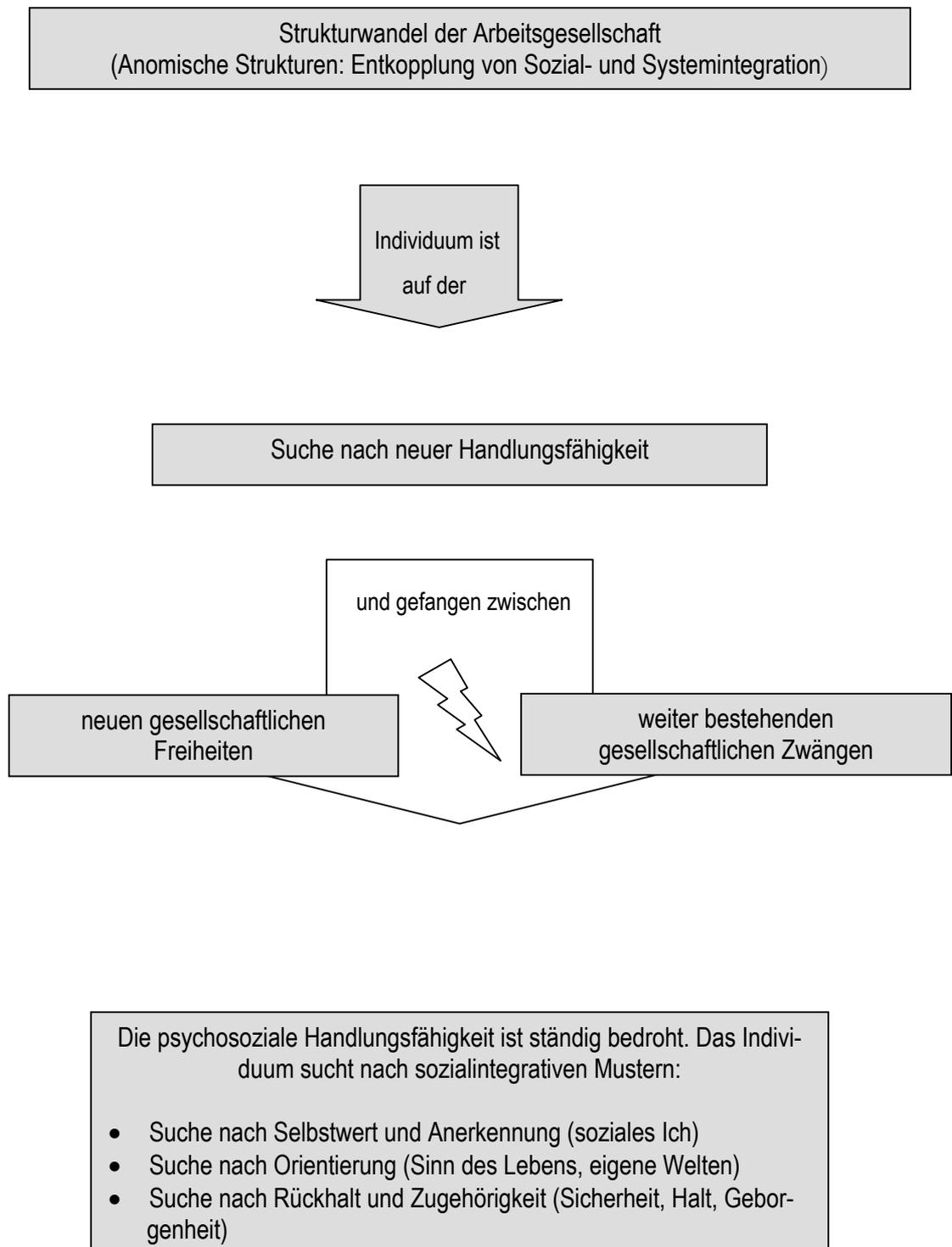
Die von Politikern und Wissenschaftlern vertretene Polarisierungsthese geht davon aus, dass sich die Stadt in zwei Teile spaltet: In die der „Mithaltenden“ und die der „Abgehängten“. Zwei Drittel der Gesellschaft können die an sie gestellten Anforderungen mit Hilfe ihrer individuellen und sozialen Ressourcen bewältigen, der restliche Bevölkerungsteil ist dem nicht gewachsen. Bestimmte gesellschaftliche Gruppen werden somit nicht nur sozial, sondern auch räumlich sichtbar ausgegliedert. Das zunehmende Desinteresse an sozial Schwachen und „Abgehängten“ lässt diesen Bevölkerungsteil in die Unsichtbarkeit verschwinden. Den möglichen Versuchen, mit Gewalt und abweichendem Verhalten auf sich aufmerksam zu machen und wieder in die Sichtbarkeit zu gelangen, wird unterdes mit ordnungspolitischen repressiven Maßnahmen begegnet.

Bezogen auf meine empirische Untersuchung beobachtete ich neben hoher Arbeitslosigkeit und Alkoholproblemen in den Familien und deren verschiedenen Auswirkungen auf die Kinder und Jugendlichen auch sozialräumliche Abschneidungen zum übrigen Stadtteil Löbtau: Die Clique, die ich beobachtet habe, benutzte nur bestimmte Örtlichkeiten, war in ihren freizeithlichen Aktivitäten sehr eingeschränkt und setzte sich zumeist aus Jugendlichen der Straße zusammen. Ich fasste aus diesen Gründen ihre sozialräumliche Einbettung im Sinne eines abgehängten Quartiers in der „gespaltenen Stadt“ auf.

Ziel der Untersuchung war es herauszufinden, welche Handlungsmuster Jugendliche im Kontext ihrer sozialräumlichen Umwelt entwickeln. Dabei stand im Vordergrund, zu verdeutlichen, in welchen Situationen sich die Jugendlichen befinden und wie sie damit umgehen. Ihre Handlungen und Verhaltensweisen wurden in Bezug auf die in der Jugendphase heute zu bewältigenden Entwicklungsaufgaben und sozialen Problematiken sichtbar gemacht und als Leistung von ihnen anerkannt.

Der Bewältigungsansatz von Lothar Böhnisch

Ausgangspunkt ist der



Der Bewältigungsansatz baut auf 3 Ebenen auf:

1. Ebene: Handlungsebene (Individuum) => wertneutral und Ausgangspunkt des Ansatzes

Personaler Versuch, die Handlungsfähigkeit zu erlangen

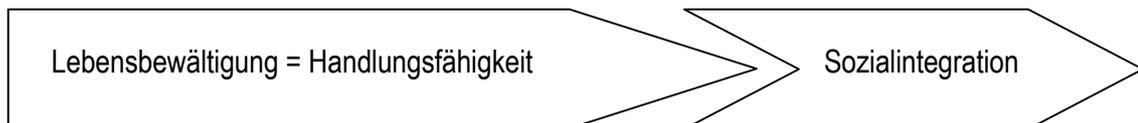
2. Ebene: Sozialisatorische Ebene (Lebensalter)

Sozialintegrativer Versuch, die Handlungsfähigkeit zu erlangen

3. Ebene: Ebene der Lebenslage (Gesellschaft)

Normalisierungshandeln (gesellschaftliche Komponente, wertend)

Stimmen Ebene 2 und Ebene 3 überein: gesellschaftlich akzeptierte Handlung



Über alle Lebensalter hinweg, so Böhnisch, treten im Strukturwandel der Arbeitsgesellschaft bestimmte Problematiken und Lebensereignisse auf, die individuell gelöst werden müssen. Dabei wird über Konsum und Medien immer wieder gesellschaftliche Teilhabe suggeriert, die in den anomischen Strukturen des Wandels der Arbeitsgesellschaft jedoch nicht mehr für alle Menschen gegeben ist. Der Mensch ist auf sich selbst zurückgeworfen und muss sich nun eigenständig in der Welt zurechtfinden. Soziale Anpassung an die gegebenen gesellschaftlichen Veränderungen ist für jeden aufgrund seiner individuellen Ressourcen und sozialen Umwelten nicht unbedingt möglich, sondern die „multiple Suche nach biographischer Handlungsfähigkeit“ (Böhnisch 1999, S. 30) steht im Mittelpunkt der Auseinandersetzung mit den sozialen Problemen. Die gewonnenen Freiheiten, selbständig das Leben gestalten zu können, treten dabei in ein Spannungsverhältnis mit den gesellschaftlichen Zwängen, die weiter existieren. Die psychosoziale Handlungsfähigkeit des Individuums, die für die Lebensbewältigung des Menschen notwendig ist, wird dadurch bedroht. Das Individuum ist aufgrund dessen immer, d. h. in alltäglichen wie kritischen Zeiten, bestrebt, das psychosoziale Gleichgewicht wiederzuerlangen.

Lebensbewältigung, verstanden als Streben nach psychosozialer Handlungsfähigkeit, entfaltet sich stets im Spannungsfeld der Sozialintegration, der Übereinstimmung persönlicher wie gesellschaftlicher Wertorientierungen. Das Spannungsverhältnis von Lebensbewältigung und sozialer Integration findet darüber hinaus auf drei Ebenen statt: erstens auf der Handlungsebene als individueller Strategie, die eigene Handlungsfähigkeit wiederzuerlangen, zweitens auf der sozialisatorischen Ebene als Management vom lebensaltertypischen Sozialisationsprozess und drittens auf der Ebene der Lebenslage als Selbstbehauptung innerhalb der gesellschaftlichen Verhältnisse (Böhnisch 1992, S. 93). Die zentrale Basis des Lebensbewältigungskonzeptes bildet die erste Ebene, die Handlungsebene. Vom Individuum werden hier psychische und soziale Kompetenzen abverlangt, um die täglichen Situationen bewältigen zu können. Hierbei ist nicht entscheidend, ob die Handlungsfähigkeit mit gesellschaftlich normierten

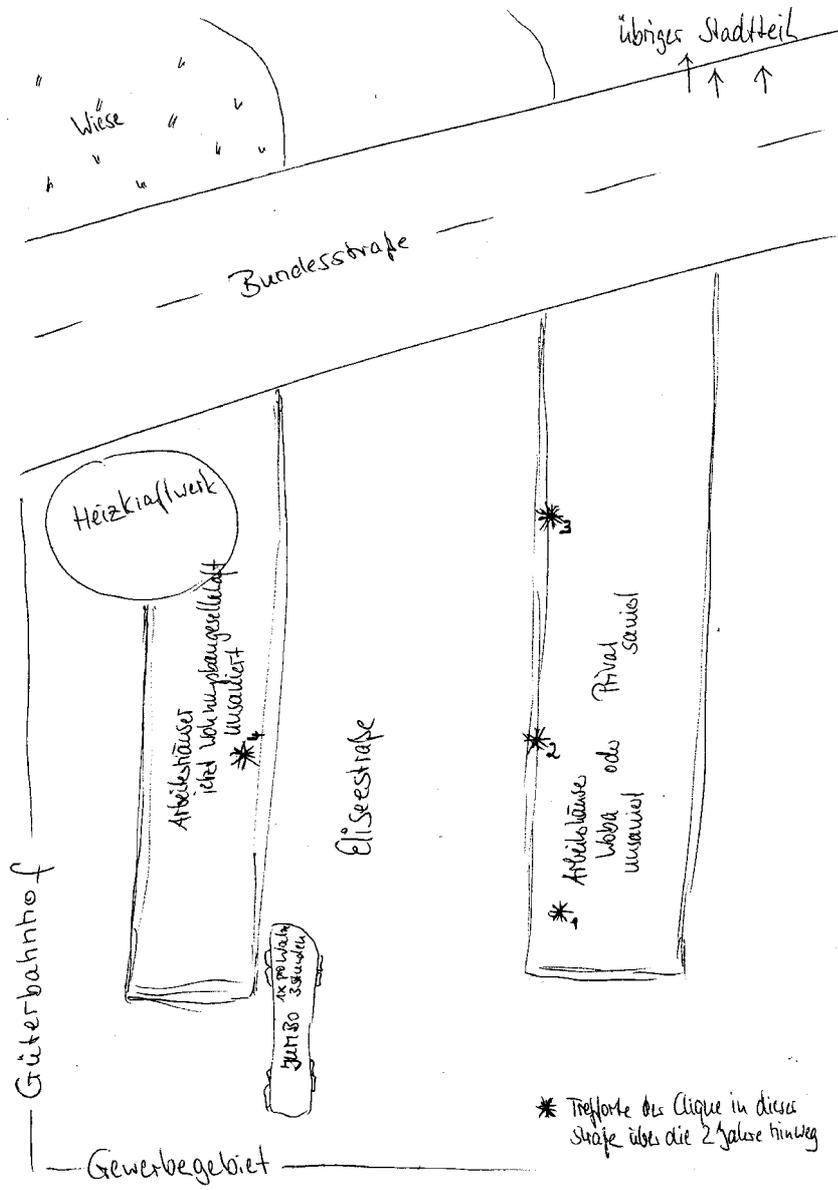
oder abweichenden Bewältigungsformen erlangt wird. Bewältigung auf dieser Ebene wird wertneutral determiniert.

3. Empirische Ergebnisse der Untersuchung

In den Interviews fiel auf, dass sich die Handlungen zumeist über die sozialen Kontakte und Beziehungen beschreiben lassen. So wurde ein Kategorienraster entwickelt, das als Grundlage die personalen Beziehungen und sozialen Kontakte der Interviewten beinhaltet. In dieser Einteilung können jedoch physisch-materielle, subjektiv-mentale und auch sozio-kulturelle Faktoren ausgemacht werden. Der Raum als Ort steht damit nicht im Vordergrund und verschließt andere Perspektiven. (Gleichaltrigengruppe: Clique "Eliseestraße", sozialpädagogisches Angebot: Treberhilfe Dresden e.V., Familie, engere Beziehungen zu Gleichaltrigen, Technisches Hilfswerk (THW), jugendarbeiterisches Angebot: Jugendhaus Hafestraße, andere Erwachsene, andere Gleichaltrigengruppe, allein sein.)

Es ist besonders wichtig, die Jugendlichen selbst zu Wort kommen zu lassen, denn in ihren Beschreibungen und sprachlichen Ausführungen lassen sich ihre Bedürfnisse, ihre subjektiven Deutungen, Einstellungen und sozialen Beziehungen aufzeigen, die es ermöglichen sollen, Raumeignungsprozesse und Verortungen einer Clique sowie individuelles und gruppenspezifisches Bewältigungsverhalten darstellen zu können. Im Vorfeld habe ich mir überlegt, wie ich die Ergebnisse einprägsam präsentieren könnte. Daher habe ich mir gedacht, von einer interviewten Person die interpretierte Fallgeschichte vorzustellen. Die Angaben wurden bis auf die Stadtteile von Dresden anonymisiert.

Porträt der Clique



Nadja (15 Jahre, interviewt)
Bertram (10 Jahre, Bruder von Lydia)
Nick (3 Jahre, Bruder von Lydia)
Ulrike (16 Jahre, interviewt)
Natalie (2 Monate, Tochter von Ulrike)
Stefan (17 Jahre, interviewt)
Lydia (16 Jahre, Freundin von André)
Olaf (17 Jahre, Zwillingenbruder von Renè)
Renè (17 Jahre, Zwillingenbruder von Olaf, leicht geistig behindert)
André (19 Jahre, Wohnungsbesitzer, Freund von Lydia)
Ulfi (Hund von André)
Nina (17 Jahre)
Steven (15 Jahre)
Tina (12 Jahre)
Christin (14 Jahre)
Sandra (13 Jahre)
Oliver (15 Jahre)
Alexander (18 Jahre)
Lutz (16 Jahre)
Eileen (17 Jahre)

Interview mit Ulrike

Zum Zeitpunkt des Interviews wohnt Ulrike bereits seit knapp zwei Monaten zusammen mit ihrer Tochter Natalie, die im Februar geboren wurde, und Stefan in ihrer eigenen Zwei-Zimmer-Wohnung. Zuvor lebte sie offiziell bei ihrer Mutter auf der Eliseestraße. Inoffiziell wohnte sie jedoch bei André, der ihr und Stefan vor 1½ Jahren anbot, in seine Wohnung mit einzuziehen. Ulrike ist 17 Jahre alt und schloss im vergangenen Sommer die Schule mit dem Realschulabschluss ab. Sie hat noch drei weitere ältere Geschwister, von denen zwei in Dresden leben. Zu ihrem „kleinen Bruder“ hat sie den meisten und besten Kontakt. Ihre Mutter lebt von einer Berufsunfähigkeitsrente und ist alkoholkrank. Trotz der verschiedensten Probleme, die sie bereits durch ihre Mutter und deren Krankheit erlebt hat, stehen beide in einem guten Verhältnis miteinander. Sie unterstützen sich in ihren sozialen Lebenslagen, so weit sie dies individuell leisten können. Auf die Frage, warum sie im Kurzporträt ihre Mutter als wichtige Person mit angegeben hat, antwortet sie:

„(...) Und dann meine Mutti halt, weil die immer halt ziemlich viel für mich gemacht hat. Damals och und so und halt und weil sie halt meine Mutti ist. Nu, auf jeden Fall halt, weil sie meine Mutti ist und so weil sie halt bestimmt och mich ja och groß gezogen hat so und da halt ziemlich viel für mich gemacht hat und so. Und eigentlich auch jetzt halt immer noch, wo ich also jetzt zum Beispiel, wenn ich jetze zum Beispiel, wenn ich sie jetzt brauch oder so, da sie mal da ist oder so, wenn ich mal weg will oder so.“

Ihre Mutter gehört zu dem Personenkreis dazu, der ihr sehr wichtig ist. Ulrike begründet das ähnlich wie Nadja, weil die Mutter eben die Mutter ist. Es ist für sie normal, dass Mütter helfen und unterstützen. Der Rückhalt und die Sicherheit, immer wieder in problematischen Situationen nicht allein dazustehen, wird ihr von der Mutter uneingeschränkt gewährt, wenn sie die Unterstützung benötigt und sich diese wünscht. Mit ihrem „kleinen Bruder“, der fünf Jahre älter ist als sie, hat sie ein sehr enges Vertrauensverhältnis. Sie weiß, dass sie sich auf ihn „auch so 100 Prozent verlassen kann“. Ulrike bespricht mit ihm ihr zwiespältiges Verhältnis zu ihrem zweiten, älteren Bruder, die Situationen mit ihrer Mutter und auch alltägliche Dinge, die sie und Stefan betreffen. Er bedeutet Ulrike sehr viel. Aus diesem Grund möchte sie ihn nicht enttäuschen. In einer für sie prekären Situation im Zusammenhang mit Drogen weicht Ulrike ihm nicht ein, weil

„(...) erstens hatte ich Angst vor meinem Bruder, also vor der Reaktion von meinem kleinen Bruder halt, weil ich hab dann och gedacht, wenn er das dann erfährt, dann, was weeiß ich, will der dann nichts mehr mit dir zu tun ham oder so. (...)"

Der ihr vom Bruder in vielen Situationen gewährte soziale Rückhalt wird von ihr in dieser Lage bewusst nicht gewählt, um die Sicherheit und den Halt nicht zu gefährden. Sie ist sich zugleich selbst nicht sicher, die problematische Situation eigenständig lösen zu können. Erst die Schwangerschaft und die bewusste Entscheidung für das Kind bringen ihr den Willen zurück, sich auch gegen die angenehmen Seiten der Drogen zu wehren, weil die Rauschgifte die Gesundheit ihres Kindes gefährden können:

„Also, ich sag mal so, das es Scheiße war, das hat, (...) das hat eigentlich jeder von uns jedes Mal danach gewusst halt durch die Wirkung, die dann halt hinterher waren. Also wenn, das hat jeder gesagt „das ist Scheiße“ und hat es dann trotzdem halt immer wieder genommen. Also ich sag mal so, der Punkt, wo ich halt offgehört hab, war ja dadurch, wo ich erfahren hab, das ich halt schwanger bin, weil da hab ich wirklich gesagt also des muss ni och noch sein, dass dadurch jetzt och noch meinem Kind da jetzt irgendwas passiert oder so. Des war eigentlich der Grund bloß, warum ich aufgehört hab. Ich sag mal so, also ich denk mal, wenn ich nicht schwanger geworden wär, wär ich, hätt ich bestimmt och ni offgehört, weil, ich meen, ich hab och schon mit `n André so oft dagesessen und gesagt „das ist Scheiße jetzt, das war das letzte Mal“ und so, aber trotzdem haben wir es halt immer wieder gemacht und so. Und obwohl wir es eigentlich irgendwie total Scheiße fanden so.“

Ulrike zeigt in ihren Erzählungen immer wieder problematische Situationen auf, die sie oft eigenständig gelöst hat. Im Hintergrund hat sie jedoch immer wieder Personen, denen sie Vertrauen konnte, wie z.B. ihrem „kleinen Bruder“. Er bietet ihr sozialen Rückhalt und bestärkt sie in ihrem Selbstwert, wenn sie selbstständig Entscheidungen getroffen hat. Zudem kennt Ulrike sozialpädagogische Einrichtungen, an die sie sich wenden kann, wenn sie Hilfe und Unterstützung benötigt. Ihnen gegenüber ist sie nicht gehemmt, diesen Beistand einzufordern:

„(...) Naja, da gab´s, da gab´s och noch mal ein richtig großes Problem mit, von meiner Mutti, die da, hatte ja noch mal, noch mal eener bei uns gewohnt gehabt und da gab´s halt och Probleme und da bin ich ja och so zum Kinder- und Jugendnotdienst gegangen irgendwie. (...)"

Ein anderes Mal fragt sie bei der Treberhilfe an, inwieweit sie Hilfe als werdende junge Mutter durch den Verein bekommen könnte und stellt eigenständig mit Unterstützung ihrer Mutter beim ASD (Allgemeiner Sozialer Dienst) des Jugendamtes einen Antrag auf Hilfe zur Erziehung (HzE), der ihr gewährt wurde. Ulrike hat ein hohes Vertrauen in

sich selbst. In ihr unbekanntem Situationen und bei schwierigen Aufgaben vertraut sie sich ihren Bezugspersonen „kleiner Bruder“, Stefan, Mutter und Freundin Nadja an, die ihr in den Gesprächen wiederum Selbstwert und Anerkennung zurückspeiegeln. Ihr Bedürfnis nach einem eigenen Ort, an dem sie tun und lassen kann, was sie möchte, wuchs während der Schwangerschaft. Ähnlich wie Lydia suchte sie ebenfalls einen Ort der Ruhe:

„(...) Also, eene Möglichkeit war zum Beispiel, wenn ich meine Ruhe haben wollte. Also so, da war ich halt manchmal stundenlang bei meiner Mutti oben so, weil da hab ich halt einfach so mit im Wohnzimmer mit gesessen und hab halt Fernsehen geguckt so einfach. Und das kam, weeiß ni, das ging halt manchmal wirklich den ganzen Nachmittag irgendwie oder so. Weil ich eenfach keine Lust hatte, wieder dort rüber zu gehen oder so. Oder wenn ich och manchmal irgendwie keene Lust hab, dann bin ich da teilweise och ins Schlafzimmer gegangen oder so, weil da ist dann eigentlich so gut wie keener reingekommen oder so. Halt einfach auch auf's Bett gelegt oder so. Aber sonst eigentlich ni irgendwie so.“

Mit der Geburt ihrer Tochter Natalie erhält Ulrike eine kleine Zwei-Zimmer-Wohnung, die ihr das Jugendamt im Rahmen einer HzE-Maßnahme finanziert. Hier fühlt sich Ulrike sehr wohl, „(...) weil es jetzt halt so mein eigenes kleines Reich ist so irgendwie. (...)“ Im Kurzporträt gibt sie ihre Wohnung als den Ort an, an dem sie am besten ihre Freunde treffen kann. Sie kann bestimmen, wer wann kommt und mit wem sie die Zeit verbringen möchte. Das stärkt ihren Selbstwert und steigert die Anerkennung durch die Freunde.

Gelegentlich besuchen Bekannte aus anderen Peer-Kontexten als der Clique „Eliseestraße“ sie und ihre Tochter Natalie in ihrer Wohnung. Ulrike verbrachte zwar die meiste Zeit ihrer Jugend auf der Eliseestraße und im Kontext dieser Gruppe, was auch das reiche Datenmaterial bezeugt, sie hatte jedoch immer wieder zeitweise soziale Kontakte zu anderen Gleichaltrigen. Meist ergaben sich daraus für sie sexuelle Beziehungen.

Im Jugendhaus Hafestraße zum Beispiel traf sie sich etwa zwei Monate mit Stefan und seinen Freunden. Manchmal waren auch Freunde aus der Eliseestraße mit dabei. Sie beschreibt die Atmosphäre im Jugendhaus wie folgt:

„Also, auf der Eliseestraße sind ja fast alle eine Altersgruppe. Aber dort warn es halt von 10 Jahrn bis 25 oder so. Und die Älteren, die ham dann halt gesagt, ham halt versucht zu bestimmen, was dort halt los ist. Deswegen warn wir da och ni lang dorte. Und dort halt entweder ham wir halt meistens im Musikraum dort, also dann halt so Musik zugehört mehr. Also die anderen ham gespielt und wir ham halt zugehört oder dann halt, gab es och so'n Aufenthaltsraum und halt mehr reden. Aber es war halt doch mehr in dem Musikraum irgendwie. Nu, also die hatten dort keene direkten Veranstaltungen oder sonst irgendwas. Es war halt einfach so irgendwie. Gut, da warn och zwee Betreuer oder so was irgendwie, mit denen man sich halt unterhalten konnte, aber mehr halt och ni irgendwie so. Nu und da gab es halt ´n kleenen Laden, den man halt selber, den die halt selber verwaltet hatten. So aber, das ham dann halt och wieder die Größeren dann gemacht so und dadurch war das alles ni so richtig irgendwie. Die hatten dann och gesagt, dass wir uns im Proberaum aufhalten müssen und da halt ni reindürfen und so. Und deswegen sind wir halt och von dort wieder weggegangen und so.“

Die von den Älteren aufgestellten Regeln widersprechen ihren gewohnten Kontexten, mit entscheiden und bestimmen zu können. Aus diesem Grund verlässt sie das Jugendhaus und kehrt wieder zur Clique „Eliseestraße“ zurück.

Ulrike liefert im Interview eine sehr detaillierte Beschreibung zu den Raumanewignungsversuchen und Handlungsvollzügen der Clique. Zudem lässt sich aus ihren Aussagen eine Netzwerkkarte über die sozialen Beziehungen von ihr zu den anderen Cliquenmitgliedern „Eliseestraße“ erstellen, die sich im Laufe der Zeit auch verändert haben. Während Nadja und Lydia anfangs Personen waren, mit denen sie nicht klar kam bzw. die sie nicht besonders sympathisch fand, wandelt sich das im Laufe der Zeit. Nadja wird zu ihrer besten Freundin, der sie Geheimnisse und Probleme anvertraut und mit der sie sich über die Beziehung zu Stefan austauscht. Zu Lydia entwickelte sie aufgrund ihrer fast gleichzeitigen Schwangerschaften eine emotionale Verbundenheit, die sich aktuell (Juli 2002) auch in den gemeinsamen Unternehmungen mit beiden Kindern ausdrücken. In diesen engeren freundschaftlichen Beziehungen zu Lydia und Nadja findet Ulrike Selbstwert und Anerkennung sowie sozialen Rückhalt.

Die Gleichaltrigengruppe „Eliseestraße“, die sie im Interview reflexiv darstellt, bietet ihr neben den gemeinsamen schönen Erfahrungen, wie Geburtstage zusammen feiern, miteinander über Probleme mit Eltern reden können, zusammen baden fahren, Musik hören und zusammen sitzen und die Zeit abhängen, auch neue Sichtweisen, die aufzeigen, dass sich die Clique verändert und jeder einzelne sich weiterentwickelt:

„So und das och mit der Zeit halt andere Personen so immer mehr zusammen gehalten haben. Also ich sag mal so, nach außen sieht das vielleicht ziemlich fest aus, aber ist es eigentlich ni so, sag ich mal so. Also, das ist zum Beispiel so, es ist halt immer grüppchenweise, die eigentlich richtig fest zusammen halten wie jetze zum Beispiel Olaf und André, die jetze halt einfach mal eene Gruppe gebildet ham und so. Also ist halt immer unterschiedlich so. Eenmal haben zum Beispiel och Lydia und André eene Gruppe gebildet. Und es gab och ziemlich oft, dass die sich einfach getrennt hat und eene Gruppe auf der eenen Seite stand und so die anderen auf der anderen und dann halt immer wieder Mist erzählt wurde so. Aber es gab halt immer een oder zwee Personen wieder, die sich dann so nach paar Tagen gesagt ham, dass doch eigentlich alles totaler Mist ist, was da gemacht wird irgendwie und da halt einfach mal mit allen geredet hat. Und da hat sich das dann irgendwie halt wieder gegessen gehabt so. Und also, es kam halt früher öfters vor, dass da halt immer sich das so getrennt hat. Aber jetze ist das eigentlich weniger so. Jetzt sind es halt immer einzelne Personen, die sich da irgendwie abkapseln oder so.“

Die Orientierung und der soziale Rückhalt, die ihr die Clique einmal gegeben hat, haben sich im Zuge der Gründung ihrer eigenen kleinen Familie und des Erhaltes einer eigenen Wohnung gewandelt. Ulrike sieht im Rahmen des Busdienstes der Treberhilfe Dresden e.V. jede Woche zwar alle Cliquenmitglieder wieder, manche besuchen sie auch in ihrer Wohnung, aber insgesamt hat sich ihr Blick auf ein eigenständiges Leben mit Tochter Natalie und Stefan verändert. Ihre alltäglichen Situationen löst sie zusammen mit Stefan, der ihr ein enger Vertrauter während der Schwangerschaft und den ersten Lebensmonaten ihrer Tochter geworden ist.

4. Erkenntnisse aus der Untersuchung

Es entstand ein neues Bild und eine andere Sichtweise auf die Clique Eliseestraße und die einzelnen Jugendlichen. Die nach außen so feststehend scheinende Gruppe, differenziert sich dabei in viele kleinere Freundschaften und Nutzgemeinschaften. Der Eindruck, alle Mitglieder der Gruppe (Stamm) sind seit Jahren miteinander befreundet und sind nur in diesen Kontexten zusammen, zerstreut sich bei genauerer Betrachtung durch die Interviews: Jeder hat auch andere Beziehungen zu Gleichaltrigen, zur Familie und ist nicht nur auf diese eine Clique fixiert. Zudem löst sich das Bild auf, dass sie

sich nur in dieser einen Straße die gesamte Freizeit aufhalten. Die meiste Zeit verbringen sie dort, aber es gibt immer wieder verschiedene Phasen, in denen sich durch neue Freundschaften und Kontakte ihr sozialräumlicher Bezug „Eliseestraße“ verändert.

Der Ort ist nicht wirklich zentraler Ansatzpunkt, sondern die Beziehungen und Interaktionen an einem Ort sind für eine Person wichtig und darauf baut sich ihre sozialräumliche Einbettung. Alle drei Artefakte (subjektiv, sozial und physisch) ergeben demnach den sozial konstruierten „Raum“ eines Jugendlichen.

Die Jugendlichen dieser Clique sind aufgrund ihrer Lebenslage nicht in die Gesellschaft der „Mithaltenden“ integriert, finden sich aber zurecht und suchen sich eigene Wege, indem sie Anerkennung, Orientierung und Rückhalt erlangen und Normalität (2. Ebene, zum Teil 3. nach Bewältigungsansatz) erfahren.

Die interviewten Jugendlichen entwickeln gemeinsame und individuelle Orientierungen, die nicht übereinstimmend sein müssen. Sie leben zum Teil die Widersprüche in den Orientierungen aus und hinterfragen sie nicht.

Die Clique war die ganze Zeit auf der Suche nach eigenen Orten, in denen sie sich treffen konnte. Dabei nutzte sie die gefundenen so, wie sie sie brauchte und brauchen durfte. Nachdem die Jugendlichen einen privaten Rückzugsraum für sich und ihre Bedürfnisse fanden, endet für sie die stetige Suche, da sie hier die Sicherheit finden, über längere Zeit mit bestimmten Kompromissen ihre Bedürfnisse stillen zu können.

Durch zentrale Lebensveränderungen zweier Mädchen veränderte sich die Clique und ihre Interaktionen und nutzbaren Örtlichkeiten wieder.

Die Familie ist trotz ihrer gespannten Lebenssituationen ein zentraler Unterstützungspunkt für sie. Zentrale Veränderungen in den Handlungsvollzügen ergaben sich durch die massiven Lebensveränderungen (Schwangerschaft, Ausbildung) der einzelnen Cliquenmitglieder. Es sind jedoch auch Verhaltensänderungen zu verzeichnen, die durch das regelmäßige sozialpädagogische Angebot der Treberhilfe und zusätzliche erlebnispädagogische Aktionen entstanden sind. Jedoch wurden diese nicht in den Interviews aufgrund verschiedener Ursachen durch die Interviewten und die Interviewerin zur Sprache gebracht.

Planspiel: Drei fiktive Situationen mit anschließender Bearbeitung in Gruppen

Nachdem in der Gruppe die Forderung nach mehr Praxisbezug laut geworden war, wurde das ursprüngliche Programm für Sonntagmorgen geändert. Die beiden Teilnehmer Holger Höhner-Mertmann und Norbert Kasch erarbeiteten drei fiktive Fälle, die von den Gruppenteilnehmern durchgespielt werden sollten.

Fall 1: "Baseball-Rangers"

Situation: Die Gruppe besteht aus acht Jugendlichen (sechs Jungen, zwei Mädchen, 15-19 Jahre). Sie treffen sich täglich am Rande einer Wohnsiedlung, spielen gern Baseball, nutzen die Schläger aber auch als Waffe; Bürger sind schon bedroht worden; haben einen Ghettoblaster dabei und hören rechtsradikale Musik; Begrüßung „Heil Hitler“; Anwohner beschwerten sich bei der Stadt; Jugendamt schickt einen Streetworker; auch Polizei ist informiert.

Frage: Wie soll das Team vorgehen? Entwickeln Sie eine Handlungsstrategie in Hinblick auf Sozialraumorientierung.

In einem ersten Schritt wollte sich die Arbeitsgruppe einen Überblick über die Jugendlichen verschaffen. Was sind das für Jugendliche? Welche Struktur hat die Gruppe? Warum treffen sie sich ausgerechnet in dieser Siedlung? Darüber hinaus sollen Informationen über sie eingeholt werden, zum Beispiel bei der Polizei, dem Jugendamt, der Antifa, der Jugendgerichtshilfe. Liegen schon Straftaten vor?

Als nächstes plante die Gruppe Informationen über Infrastruktur des Stadtteils und den Sozialraum. Welche Angebote, Projekte, Schulen und Vereine gibt es dort?

Dritter Schritt: Kontaktaufnahme zu den Jugendlichen, um ihre Sichtweise und Bedürfnisse zu erfahren. Welches Verhältnis besteht zu anderen Jugendlichen des Stadtteils? Jetzt ist auch der richtige Zeitpunkt, in Erfahrung zu bringen, warum die Jugendlichen sich überhaupt für Baseball entschieden haben und welche Rolle die Musik dabei spielt.

Die Teilnehmer entwickelten folgenden Lösungsansatz: Zuerst sollte ein niedrigschwelliges Angebot an die Jugendlichen gemacht werden. Eventuell ein Rechtsbeistand bei Straffälligkeit oder eine Fahrt zu einem Baseballspiel oder versuchen, die Jugendlichen in eine richtige Baseballmannschaft zu integrieren. Allerdings stieß dieser Vorschlag bei einigen Teilnehmern auf Skepsis, da sie die Gefahr sahen, die Jugendlichen für ihre Schlägereien zu professionalisieren. Uneingeschränkt befürwortet wurde hingegen der Vorschlag, andere Kulturen des Sozialraumes zu stärken.

Fall 2: „Hintertupfingen“

Situation: Rechte Jugendliche besetzen das Vereinsheim des Schützenvereins. Die Schützen wenden sich an das Kreisjugendamt und fordern eine Veränderung der Verhältnisse. Auch der Bürgermeister wird informiert und will handeln. Bei den Jugendlichen handelt es sich um fünfundzwanzig 14- bis 22-Jährige. Sie sind gewaltbereit und schon oft auffällig geworden. Einige sind rechtsextrem und gehören einer Kameradschaft im Landkreis an.

Aufgabe: Das Team Jugendförderung bekommt von der Kreisjugendamtsleiterin den Auftrag, ein Konzept und erste Handlungsschritte zu entwickeln.

Auch in diesem Fall stand an erster Stelle eine Situationsanalyse. Allerdings bestand für das Team Handlungsdruck insofern, dass sie mit der Kontaktaufnahme der Polizei

zuvorkommen wollten, um einer eventuellen Festnahme entgegenzuwirken. Oberstes Ziel ist eine friedliche und für alle einvernehmliche Lösung.

Kontakte zu einzelnen Jugendlichen der Schützenhausbesetzer sollten genutzt werden, um zu erfahren, was ihr Ziel ist und ob sie zur Kooperation bereit sind. Gleichzeitig wollte das Team sowohl den Schützenverein als auch die Presse ansprechen und ihnen die Zusammenarbeit anbieten.

Nach der Entschärfung der akuten Situation (innerhalb einer Stunde) schlägt das Team einen Runden Tisch aller Beteiligten, das heißt Vertreter von Stadt, Polizei, Schützenverein, Jugendamt und „Schützenhausbesetzern“, vor.

Ideen für Lösung: Die Jugendlichen brauchen einen eigenen Raum. Zu klären ist, ob es betreut oder selbstverwaltet sein soll und ob es ein offenes Haus für alle oder nur für diese Gruppe sein soll. Dafür müssen Regeln aufgestellt werden. Für sinnvoll hielt das Team, einerseits mit den Jugendlichen gemeinsam ein Objekt zu suchen und herzurichten, andererseits andere Bürger in die Arbeit mit einzubeziehen, zum Beispiel Handwerker, um so Gemeinschaftsgefühl und Bewusstsein für Wert zu schaffen.

Fall 3: „Konzert im Jugendclub Courage“

Situation: Das Team des Jugendclubs hat den Auftrag erhalten, ein Konzert gegen Rechts zu veranstalten, da der Jugendamtsleiter Landesmittel für ein solches erhalten hat. Zu den Besuchern (14 bis 19 Jahre) des Jugendclubs zählen auch rechte Jugendliche, die auch zum Konzert kommen wollen.

Aufgabe: Entwickeln Sie Handlungsschritte unter Berücksichtigung sozialraumorientierter Maßnahmen.

Die Gruppe, die diese Aufgabe bearbeitete, hatte einen Teilnehmer dabei, der gerade eine solche Situation selbst bei seiner Arbeit erlebte. In einen Jugendclub in Fürstentum kommen seit Jahren einige Rechtsextreme.

Für das Team ging es zuerst darum, Zeit zu gewinnen, um Gespräche mit allen Besuchern des Jugendclubs zu führen. Dann sollten Vorschläge gesammelt werden, welche Bands die Jugendlichen gerne hätten. Auch die Rechten sollen gefragt werden. Dabei ist zu beachten, dass man die Rechtsgrundlage einhält. Indizierte Bands oder solche, die gegen Paragraph 130 (Volksverhetzung) verstoßen, können nicht eingeladen werden.

Problematisch für das Team war, inwieweit man sich dann noch an die politische Vorgabe, ein Konzert gegen Rechts zu organisieren, halten kann und ob man dem Ziel, die Rechten zu integrieren, nicht näher kommt, wenn man Kompromisse macht.

Resümee der Teilnehmer

Allgemeines

Die Erwartungen der meisten Teilnehmer (mehr als zwei Drittel) wurden erfüllt. Sie empfanden die Atmosphäre als angenehm, die Gruppengröße, -zusammensetzung und Tagungsdauer als richtig und würden das Seminar auch weiterempfehlen. Allerdings war vielen die Zeit zum Austausch mit den anderen zu kurz.

Als Gesamtnote wurde zwölfmal eine 2, dreimal eine 3 und einmal eine 1 vergeben.

Zum Konzept

Die Themen- und Methodenauswahl fanden die Teilnehmer sowohl hilfreich für die Praxis als auch theoretisch informativ. Beim theoretischen Teil wurde aber einerseits bemängelt, dass Grundlagen und Begriffsdefinitionen fehlten, andererseits jedoch, dass es zu viel theoretischer Input war und man lieber praxisbezogene Projekte und konkrete Handlungsstrategien vorgestellt hätte. Gut gefunden hätten manche auch eine didaktische Umstellung der einzelnen Einheiten, zum Beispiel den Erfahrungsaustausch am Anfang.

Verbesserungsvorschläge

Für kommende Veranstaltungen wünschten sich die Teilnehmer bezüglich der Organisation, dass man sie mehr mit einbezieht. Es sollte vorher abgeklärt werden, ob und inwieweit die Teilnehmer etwas zur Tagung beitragen können und ihr vorhandenes Potenzial, ihre Erfahrungen und unterschiedlichen Sichtweisen genutzt werden können.

Literatur

Böhnisch, Lothar: Sozialpädagogik des Kindes- und Jugendalters. Eine Einführung, Weinheim/München 1992

Ders.: Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung, 2. überarbeitete Auflage, Weinheim/München 1999

Deinert, Ulrich, Richard Krisch: Sozialräumliche Konzeptentwicklung als Projekt: Schritte und Modelle, in: Dies.: Der sozialräumliche Blick der Jugendarbeit, Opladen 2002

Fischer, Jörg: Ganz rechts. Mein Leben in der DVU, Reinbek 1999

Hasselbach, Ingo/Winfried Bonengel: Die Abrechnung. Ein Neonazi steigt aus, Berlin/Weimar 1993

Hinte, Wolfgang: Fälle, Felder und Budgets. Zur Rezeption sozialraumorientierter Ansätze in der Jugendhilfe, In: Roland Merten (Hrsg.): Sozialraumorientierung. Zwischen fachlicher Innovation und rechtlicher Machbarkeit. Weinheim/München 2002

Nolte, Ernst: Streitpunkte – Heutige und künftige Kontroversen um den Nationalsozialismus, Berlin 1993

Reutlinger, Christian: Jugend, Stadt und Raum. Sozialgeographische Grundlagen einer Sozialpädagogik des Jugendalters, (Stadtforschung aktuell; Bd. 93), Opladen 2003

Schafft befreite Zonen!, in: Vorderste Front. Zeitschrift für politische Theorie und Strategie, hrsg. v. Nationaldemokratischen Hochschulbund (NHB), Nr. 2, Juni 1991

Schobert, Alfred: Gewalt und Geborgenheit – Rechte „Raum“-Diskurse, in: Widersprüche, Heft 78/2000, 20. Jg., S. 85-95

www.zundelsite.org/german/artikel/tiefe.001.html